

t
6

Ott 496

1377⁶

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

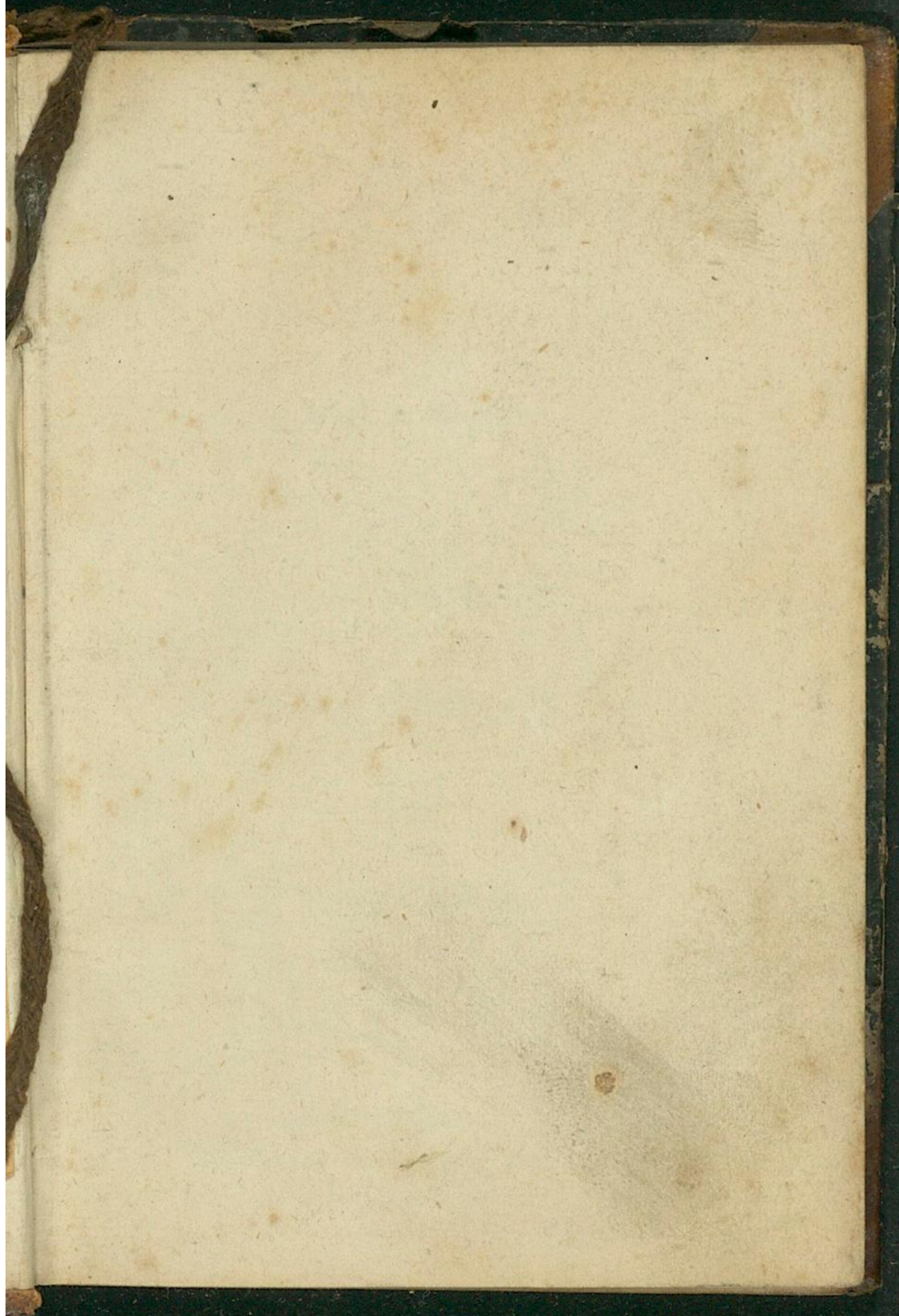
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

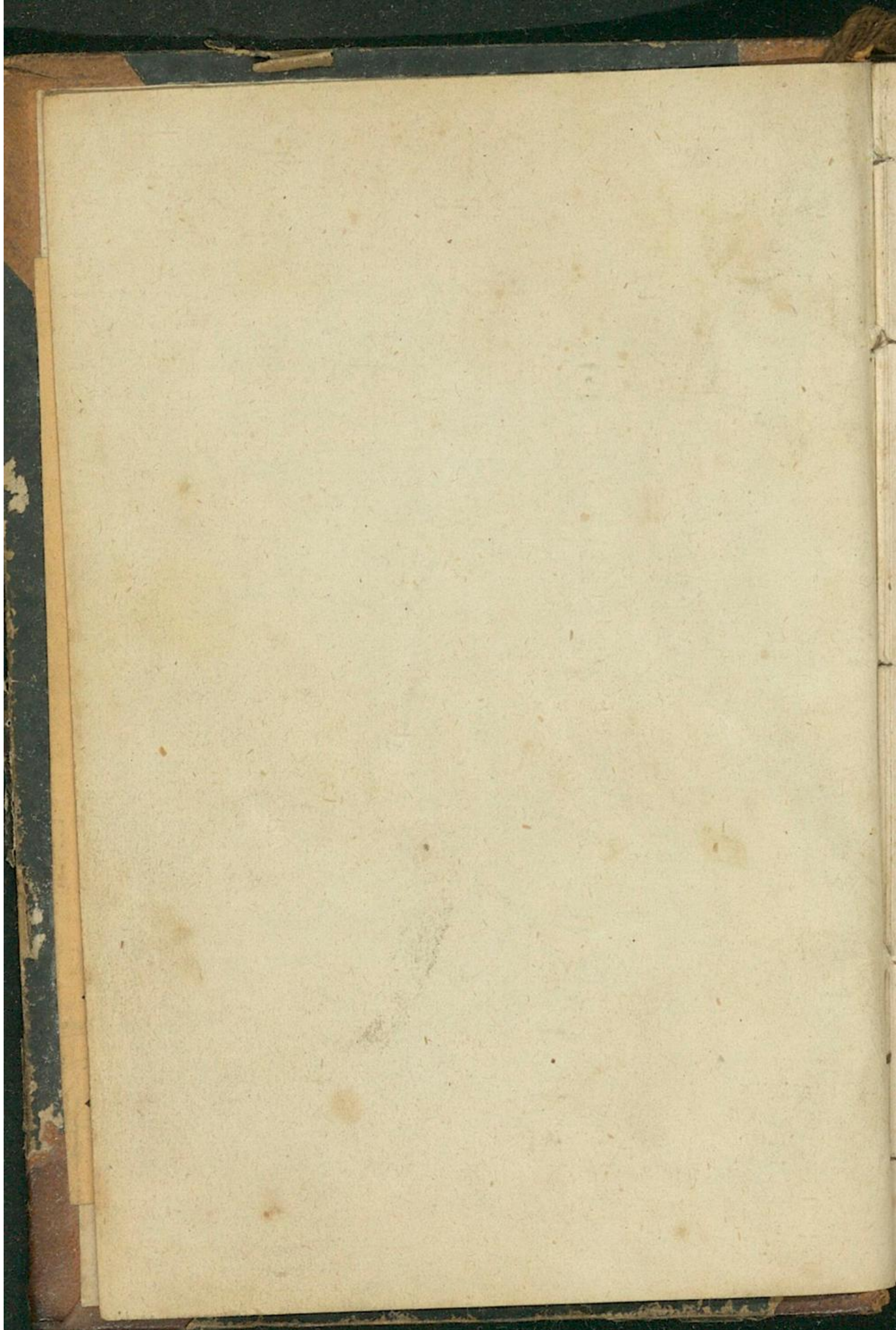
	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





B i z i n e.

Von

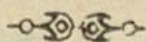
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1846.



Erstes Kapitel.

Das Diner bei Herrn Grillon.

Der festgesetzte Tag, an welchem das Diner bei Herrn Grillon stattfinden sollte, war herangekommen; Guerreville schickte sich an, sich zu den Eltern seiner Pathe zu begeben. Er hatte diese ihm sehr lästige Einladung nur mit Widerwillen angenommen; aber er hatte sein Wort gegeben und das brach er nie. Mademoiselle Agathe hatte in der Zwischenzeit ihrem Pathen einen Besuch gemacht, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, aber Guerreville befand sich damals nicht zu Hause.

„Sie amüsiren sich bei dem Diner vielleicht besser als Sie glauben,“ sagte der Doktor, als er am Morgen seinen Freund verließ. „Das Vergnügen hält uns im Leben oft nicht Wort, es bleibt aus, wo wir darauf rechnen, es anzutreffen; aber zur Entschädigung dafür treffen wir es auch zuweilen, wo wir es gar nicht suchten.“

„Ich mich amüsiren!“ sagte Guerreville, indem er Tenneval die Hand drückte; „Sie müssen doch wohl einsehen, daß dies mir unmöglich ist, wo ich auch immer sein mag; ich kann mich manchmal zwingen, meine Leiden zu vergessen; aber selbst dann, wenn ich mir Gewalt anthue zu lächeln, ist

der Ausdruck meines Gesichtes meinem Herzen ganz fremd . . . Jeder Tag selbst steigert meinen Schmerz, denn täglich sehe ich die Hoffnung, die ich noch hegte, wiederzufinden, was ich verloren hatte, sich vermindern."

"Wenn man Ihren Kummer kannte, so würde man Sie in Ihren Nachforschungen unterstützen können und vielleicht würden dieselben dann einen bessern Erfolg haben."

Guerreville gab dem Doktor keine Antwort; er ließ den Kopf auf die Brust sinken und entfernte sich von ihm.

Um drei Viertel auf fünf Uhr klingelte Guerreville bei Herrn Grillon. Agathe öffnete ihm die Thüre, und als sie ihn erblickte, brach sie in Ausrufungen der Freude, des Entzückens aus, als wenn Manna vom Himmel auf das Haus herabfiel.

"Ah, welches Glück! es ist mein Pathe! Ah, guten Tag, mein Pathe! Mama, es ist mein Pathe! Sie sind sehr liebenswürdig, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben . . . Papa, das ist mein Pathe . . . O, Papa ist im Keller!" Treten Sie doch ein, mein Pathe . . . Ah, daß ich Sie endlich umarmen kann! Sie erlauben es mir doch, nicht wahr, mein Pathe?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte Mademoiselle Agathe Guerreville schon umarmt, der, bestürzt über den Lärm, den sein Eintreten herbeiführte, ganz befangen in den Salon trat, ohne Zeit gehabt zu haben, sich zu fassen.

Hier empfing Madame Grillon ihren Gast; die Mutter von Agathe trug ein kleines, rosenfarbenes Hütchen auf dem Kopfe, das vielleicht für eine Familienmutter schon nicht mehr recht paßte; aber die alte Bekannte von Guerreville sah noch gut aus, und deshalb war das rosenfarbene Hütchen nicht gerade lächerlich.

Ein junger Mann mit glatten Haaren und steifer Binde um seinen Hals war ebenfalls im Salon, wo er eben damit beschäftigt zu sein schien, eine unrechte Falte, die er an seinem Vorhemdchen entdeckt hatte, auszuglätten. Es war ein hübscher Bursche, ein ganzer Stutzer, mit einer sehr selbstgefälligen Miene.

Dann war noch ein so großer, so langer Mann da, daß sein Kopf fast die Decke berührte und daß Alle, die in seiner Nähe waren, wie Zwerge erschienen; er war so mager, so dürr, daß seine Glieder beim Gehen zusammenzubrechen schienen. Er war auch noch jung, aber er hatte nichts von einem Stutzer an sich und schien durch seine schlanke Gestalt ganz verwirrt.

Madame Grillon empfing Guerreville mit einem zärtlichen Lächeln, mit welchem sie viel sagen zu wollen schien. Die beiden jungen Leute hatten sich bei seinem Eintritt in den Salon erhoben; aber Agathe ließ ihrer Mutter kaum Zeit zum Sprechen; sie ging, kam, hüpfte um ihren Vatheu herum und schien weder ihrem Körper noch ihrer Zunge die geringste Ruhe gönnen zu wollen.

„Es schmeichelt uns sehr, daß Sie die Güte gehabt haben, unsere Einladung anzunehmen,“ sagte Madame Grillon, indem sie den Blicken von Guerreville zu begegnen suchte, welcher ziemlich kalt erwiderte: „Madame, Sie sind viel zu gütig, darum wollte ich es Ihnen nicht abschlagen, obgleich ich sehr wenig in die Welt gehe und . . .“

„O ja, es ist sehr liebenswürdig von meinem Pathe, daß er gekommen ist! Ich bin ganz glücklich, Sie zu sehen, mein Pathe . . .“

„Agathe hat gar nicht aufgehört, uns von Ihnen zu sprechen,“ sagte Madame Grillon, indem sie einen leichten Seufzer unterdrückte.

„Meine Pathe ist sehr gütig.“

„Ich, mein Pathe, wenn ich Jemanden liebe, so liebe ich ihn auch von ganzem Herzen; das ist bei mir immer so . . . und dann, manchmal begegnet mir dies sehr schnell.“

„So schweige doch, Närrin!“ sagte Madame Grillon, indem sie ihrer Tochter einen leichten Schlag auf die Wange gab; dann näherte sie sich Guerreville und sagte mit halber Stimme zu ihm: „Sie ist noch sehr kindisch, sehr läppisch, aber auch sehr gefühlvoll. Sie ist ganz mein Abbild . . . so war ich auch in ihrem Alter . . . Erinnern Sie sich noch?“

Guerreville, der die Rückerinnerungen und Andenken fürchtete, gab sich den Anschein, als hätte er nichts gehört, und wendete sich zu Agathe, die ihm sagte: „Mein Pathe, das ist Herr Abalgis,

von dem ich Ihnen gesprochen habe, der so schöne Romanzen singt und das Horn blasen lernt, um mich zum Piano zu begleiten . . . Werden Sie bald im Stande sein, mich zu begleiten, Herr Abalgis?"

Der junge Mann verbeugte sich, indem er sagte: „Mein Fräulein, ich will mich nicht eher in einem Salon hören lassen, als bis ich eine große Fertigkeit erlangt habe; ich finde, daß die schönen Künste gegenwärtig keine Mittelmäßigkeit mehr dulden . . . Wenn man nicht ein schönes Talent hat, so macht man sich nur lächerlich. Ich aber will fliegen und nicht hinken.“

„Das ist richtig,“ sagte der große junge Mann; „man macht sich über Sie . . . ich wollte sagen, sich lächerlich.“

„O, Sie werden hören, mein Pathe, wie gut Herr Abalgis singt,“ sagte Agathe; dann neigte sie sich an Guerreville's Ohr und fügte hinzu: „Dieser junge Mann hat ein allerliebstes Benehmen, nicht wahr, mein Pathe? Er würde um keinen Preis ein Borhemdchen tragen, das nicht nach der neuesten Mode gemacht wäre . . . Der andere große, der dort ist, ist Herr Lélan; man sagt, er sei sehr bemittelt, aber ich kann ihn durchaus nicht leiden, diesen jungen Mann . . . Er ist mir erstens zu groß, und wenn er etwas sagen oder erzählen will, so verspricht er sich immer. Er ist nicht wie Herr Abalgis, der spricht sehr gut . . . Ah, da kehrt der Papa aus dem Keller zurück, ich höre ihn. Papa, kommen Sie doch, mein Pathe ist angelangt!“

„Mein Freund, Herr Guerreville ist angekommen!“
 schrie ihrerseits Madame Grillon.

Herr Grillon erschien hierauf in der Thüre des Salons; er hielt noch seinen Flaschenkorb in der einen und ein Licht in der andern Hand. Er wußte nicht, ob er seine Last zuerst absetzen oder damit eintreten sollte, um den Pauthen seiner Tochter schneller willkommen heißen zu können; in dieser Unentschlossenheit blieb er an der Thüre stehen und rief: „Guten Tag, Herr Guerreville! Ich bin sehr erfreut . . . Ich komme eben aus dem Keller . . . Und Ihre Gesundheit? . . . Ich bitte tausendmal um Verzeihung . . . ich habe die Finger voll Talg . . . dieses Licht hat auf mich geträufelt . . . Sie befinden sich doch wohl?“

„Besorgen Sie doch Ihre Geschäfte, Herr Grillon,“ sagte Guerreville; „thun Sie sich um meinetwillen keinen Zwang an, ich bitte Sie darum.“

„Ich bin im Augenblick bei Ihnen. Es ist sehr unangenehm, wenn Einem ein Licht auf die Finger träufelt. Jeannette! Jeannette!“

Grillon verschwand mit seinem Korbe und seinem Lichte, und Madame rief aus: „Er hat die Manie, immer selbst in den Keller gehen zu wollen . . . Was wollen Sie! ich muß ihn wohl machen lassen! Das ist die einzige häusliche Angelegenheit, in die er sich mischt.“

„Ich kann darin nichts Böses sehen,“ sagte Guerreville.

„Ich bin in meinem Leben noch in keinen Keller

hinabgestiegen," sagte Herr Adalgis, indem er sich in einem Fauteuil ausstreckte.

"Gerade wie ich," sagte Herr Lélan, "ich bin nie in einen Schacht . . . ah, ich wollte sagen, in einen Keller hinabgestiegen."

"Ich will hoffen, daß die Damen Devaux nicht werden auf sich warten lassen," sagte Madame Grillon, "es fehlt Niemand mehr als sie."

"Ah, Du weißt, daß Laura nie mit ihrem Anzuge fertig wird," sagte Agathe, "sie hat immer etwas vergessen; aber das ist gleich, sie sind dennoch liebenswürdig; ich habe Laura gesagt, sie solle ihre Castagnetten mitbringen, sie ist sehr stark auf den Castagnetten. Haben Sie sie schon einmal gehört, Herr Adalgis?"

"O, Mademoiselle, die Castagnette ist kein Instrument! Sie sind gut, um sich beim Tanzen des Boléro oder der Folies d'Espagne zu begleiten . . . Im Uebrigen aber kenne ich nichts Abgeschmackteres."

"Ah, das ist sonderbar! Ich glaubte, sie wären allerliebft."

Grillon trat in den Salon, noch in seine Finger hauchend, und lief auf Guerreville zu, um ihm die Hand zu drücken.

"Wie geht es Ihnen, Herr Guerreville? Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich nicht auf der Stelle da war, um Sie zu empfangen . . . aber ich war im Keller."

"Mein Herr, diese Damen waren da, und Sie brauchten sich nicht zu geniren."

„Gehen Sie auch in Ihren Keller, Herr Guerreville? Meinerseits gehört das zu meinen Vergnügungen. Ich lasse alle meine Flaschen die Revue passiren; ich sehe nach, ob die Pfropfen nicht locker geworden sind.“

„Ihre Fräulein Tochter macht die Honneurs bei Ihnen schon sehr gut.“

„Es gibt dem Wein einen schlechten Geschmack, wenn er mouffirt, dann nehme ich die Flasche sorgfältig aus dem Haufen hervor und stecke andere Pfropfen darauf.“

„Wir warten nur noch auf die Familie Devaux,“ sagte Madame Grillon; „ich bin erstaunt, daß sie noch nicht angekommen sind . . . das ist sehr widerwärtig, denn mein Essen ist fertig . . . Aber wenn sie in fünf Minuten noch nicht gekommen sind, so setzen wir uns zu Tische.“

„Ah, Madame,“ sagte Guerreville, sich vom Herrn des Hauses entfernend, „wir können warten. Wir sind dazu genöthigt, da es Damen sind.“

„Immer galant, Herr Guerreville.“

„Wenn der Wein anfängt, sich zu setzen,“ sagte Grillon, sich dem schönen Adalgis nähernd, „dann ist es etwas Anderes, das verlangt andere Vorkehrungen; man muß ihn sorgfältig in andere Flaschen umgießen. Es gibt Leute, die es auch noch anders machen . . .“

„Ich verstehe von all diesem nichts,“ sagte der Stuzer, indem er sich erhob, um mit Agathen zu plaudern. Alsdann näherte sich Grillon dem großen

Lélan und fuhr fort: „Die Weine, welche sich setzen, sind nicht schlecht, wie man behauptet, aber ich habe nicht gerne Hesen in meinem Glase. Sie werden mir sagen: man gießt langsam ein, aber der Wein ist doch immer trübe. Dann ist das beste Mittel, denselben rascher auszutrinken. Ha! ha! Nicht wahr?“

„Allerdings, das beste Mittel ist, ihn nicht zu trinken.“

„Wie?“

„Ich wollte sagen: ihn sogleich auszutrinken.“

Man klingelte heftig und Agathe machte einen Freudensprung, indem sie rief: „Ah! die Damen sind da!“

Nun trat Herr Abalgis vor einen Spiegel, in den er einen Blick warf, um zu sehen, ob in der Harmonie seines Haares nichts gestört wäre; Herr Lélan stellte sich hinter die Stühle, die er schon anbieten zu wollen schien; Grillon und seine Tochter verließen den Salon, um den Ankommenden entgegenzugehen.

Madame Grillon benützte diesen Moment, um sich Guerreville zu nähern und ihn sanft am Arme zu drücken, indem sie leise sagte: „O Eduard! wie glücklich bin ich, Sie wieder hier zu sehen! Welche Bewegung bringt Ihre Gegenwart in mir hervor! Welches Vergnügen! ich bin für Sie immer Euphemie! Einst Ihre Euphemie . . . Aber würdigen Sie mich kaum eines Blickes?“

Guerreville war nahe daran, zu erwidern:

„Madame, wenn Sie nicht zu Ende kommen, so werde ich meinen Hut nehmen und fortgehen;“ aber in der Gesellschaft muß man häufig die Kunst anzuwenden wissen, die freiwilligen Antworten, die uns aus der Tiefe des Herzens kommen, zurückzuhalten. Guerreville schwieg, und die Ankunft der Familie Devaux verhinderte die zärtliche Euphemie, das Gespräch weiter fortzuführen.

Der Salon wurde durch die drei Neuangekommenen fast gänzlich ausgefüllt. Als Guerreville die Madame Devaux, eine dicke Frau, erblickte, welche schon über die fünfzig Jahre hinaus war und einen ungeheuren Turban auf dem Kopfe trug, suchte er sich zu erinnern, wo er sie schon einmal gesehen hätte; der Anblick der beiden Töchter bestätigte ihn in der Ueberzeugung, es wäre nicht das erstemal, daß er sich mit der Familie Devaux zusammen befände. Bald kehrte auch seine Erinnerung zurück: die dicke Mama war dieselbe Dame, welche er bei der Besichtigung der Wohnungen mit Fourné, während sie im Begriffe war, sich ihre Schuhe zuschnüren zu lassen, angetroffen hatte. Mademoiselle Laura war das junge Frauenzimmer, welches ihm die Thüre geöffnet hatte, während sie ein Stück Butterbrod verzehrte; die jüngere Tochter endlich, Fräulein Ophelia, war die Clavierspielerin.

„Mein Gott, wie grausam ist es von Ihnen, so spät zu kommen!“ rief Madame Grillon, indem sie auf Madame Devaux und ihre Töchter zuging und sie umarmte.

„Es ist nicht meine Schuld, meine liebe Freundin,“ sagte die dicke Mama, indem sie der Gesellschaft graziöse Verbeugungen machte; wir waren fortgegangen und schon auf der Straße, um hieher zu kommen, als ich zu Laura sagte: „„Über, meine Theure, die Strümpfe fallen Dir ja herunter, sie sind nicht fest genug angezogen. Was soll denn das heißen?““ Sogleich sah sich Laura an, befühlte sich und rief, lachend wie eine Närrin, die sie auch ist: „„Ah, ich habe meine Strumpfbänder vergessen!““ Hierauf, Sie können es sich wohl vorstellen, mußte sie nochmals hinaufgehen, um ihre Strumpfbänder anzulegen. Laura sagte: „„Ich könnte sie zwar wohl entbehren, aber ich will nicht zu einem Diner ohne Strumpfbänder kommen.““ Im Uebrigen scheinen Sie mir Alle recht gesund zu sein.“

Grillon wartete, bis seine Frau und seine Tochter ihre Umarmungen beendet hatten, um auch hinzugehen und sein Gesicht auf das der Damen zu legen. Adalgia begrüßte die Fräulein Devaux wie Bekannte, Lelan bot Stühle an und Guerreville konnte sich der stillschweigenden Bemerkung nicht enthalten, daß die Kleidung der beiden Mädchen, die eben angekommen waren, mit der von spanischen Reiterinnen oder Seitänzerinnen sehr viel Aehnlichkeit habe.“

Mademoiselle Dphelia hielt eine Notenrolle unter dem Arme, welche sie auf das Piano legte. Agathe lief zu ihr hin, indem sie rief: „„Ah, Sie

haben Romanzen mitgebracht! O, wie gut Sie sind! Sie werden uns doch etwas singen!"

"Meine Tochter hat große Musikstücke mitgebracht," sagte Madame Devaux, "denn ich will sie keine Romanzen mehr singen lassen . . . Alle diese kleinen Arien nehmen ihr die Stimme. Ich verlange, daß sie nicht mehr von Rosini, Meyerbeer abgehe . . . Nicht war, Ophelia, Du wirst nicht mehr davon abgehen, Du hast es Deiner Mutter versprochen?"

"Ah, Madame!" sprach Abalgis mit einer Art von spöttischem Lächeln, "ich hoffe, daß Sie ihr wohl auch Compositionen von Mozart erlauben werden?"

"Von Mozart?" entgegnete Madame Devaux, wie Jemand, der sich an etwas zu erinnern sucht. "Wie, von dem, der in der Rue St. Honoré Concerte gibt?"

"Nein, Madame, ich spreche nicht von Musard, aber wohl von dem Componisten des Don Juan und der Hochzeit des Figaro."

"Ah, das ist etwas Anderes! Die Hochzeit des Figaro! Herrlich! Ich habe sie im Theater français gesehen . . . das hat mich sehr erheitert."

Abalgis wandte sich lachend zu Agathe, dann warf er sich auf den Divan; in diesem Augenblick rief eine Dienerin am Eingang des Salons: "Das Diner ist bereitet, Madame."

"Zu Tische! zu Tische!" sagte Grillon; "das Essen darf nicht kalt werden. Meine Herren, den Damen den Arm!"

Und der Herr des Hauses reichte den seinigen der Madame Devaux, Adalgis bemächtigte sich Agathens und Opheliens, Lésan beugte sich zu Laura hinab; es blieb nur noch Madame Grillon übrig, welche erwartete, daß Guerreville ihre Hand ergreifen würde, die sie ihm von selbst darbot, so daß er sich doch endlich entschloß, sie anzunehmen; sie drückte ihm die seine heftig und stieß tiefe Seufzer aus, bis man in den Speisesaal gelangte.

Als Alles Platz genommen hatte, befand sich Guerreville zwischen Madame Grillon und Madame Devaux; diese hatte Guerreville schon mehremale betrachtet, als ihr die zärtliche Euphémie sagte: „Dieser Herr ist der Pathe meiner Tochter, einer von unsern alten Freunden, der lange Zeit von Paris abwesend war und über dessen Wiedersehen wir entzückt sind.“

„Erfreut, seine Bekanntschaft zu machen,“ erwiderte Madame Devaux; „aber das Aeußere des Herrn ist mir nicht unbekannt und ich suche . . .“

„Ich kann Ihr Gedächtniß auffrischen, Madame,“ sprach Guerreville; „ich kam einst zu Ihnen, um mir das Logis zu besehen, welches Sie damals in der Straße Montmartre bewohnten, und Sie hatten die Güte, mir zu erlauben, es in Augenschein zu nehmen, obgleich Sie Ihre Toilette noch nicht beendet hatten.“

„Ah, ich hab's . . . ich erinnere mich . . . Ja, mein Herr, so ist es. Sie ziehen mich da aus einer großen Patsche! Sie kamen mit dem Portier?“

„Ganz richtig, Madame.“

„Auch ich erinnere mich daran,“ rief Fräulein Laura, „ich war damals gerade damit beschäftigt, Mama die Schuhe zuzuschüren . . .“

„Welche mir zu weit waren!“ schrie Madame Devaux. „Wohlan, mein Herr, haben Sie eine Wohnung nach Ihrem Geschmack gefunden? Sie haben die unsere nicht genommen und Sie thaten wohl daran; es war dort fürchterlich schmutzig, es gab so viel zu putzen. Aber nun haben wir eine herrliche Wohnung.“

„Dessenungeachtet ziehen wir wieder aus,“ versetzte Laura lächelnd.

„Wie, Sie ziehen aus?“ sagte Grillon. „Ah, Sie zieh . . . Herr Lélan, tragen Sie doch Sorge für die Damen.“

Lélan beugte sich vor und reichte Grillon das Salzfläschchen hin, das aber dieser mit den Worten zurückstieß: „Ich empfehle Ihnen, für die Damen Sorge zu tragen.“

„Ah, ja, ja . . . verzeihen Sie . . . ich habe Sie nicht recht verstanden.“

„Man muß wohl die Wohnung verändern,“ fuhr Madame Devaux fort, wenn man eine Tochter verheirathet.“

„Ah, Sie verheirathen immer Ophelia,“ sprach Madame Grillon. „Nun, desto besser . . . ich wäre sehr erfreut, wenn es zu Stande käme.“

„Ja, ja! . . . O, gewiß wird es zu Stande kommen . . . Es muß zu Stande kommen.“ Bei

diesen Worten wendete sich Madame Devaux hinter den Stuhl Guerreville's um und setzte mit halber Stimme hinzu: „Ich will Ihnen gerade nicht mit Bestimmtheit sagen, daß es Ophelia ist, die ich verheirathe . . . Ich glaube, daß Laura ihrer Schwester vorangehen wird.“

„Ah, Sie haben auch für sie eine Partie?“

„Es ist eine und dieselbe.“

„Wie, ein Mann für Ihre zwei Töchter?“

„Ja! Das heißt, er machte zuerst Ophelien die Cour, nun aber ist er, wie ich glaube, in Laura verliebt. Er wagte es jedoch nicht, sich auszusprechen. Dies hatte Verlegenheit, Erkaltung zur Folge. Sie begreifen . . . O, eine vortreffliche! . . . Herr Emil Delaberge, der seines Gleichen sucht . . . Ein junger Mann, beinahe ein Millionär . . . und schön . . . Ah, alle Frauen sind in ihn vernarrt! Schon seit länger als vierzehn Tagen war er nicht mehr bei uns. Aber ich will ihn zwingen, sich zu erklären. Uebrigens, dem Himmel sei Dank, bin ich meiner Töchter wegen gar nicht in Verlegenheit; Alles ist in sie verliebt, überall erregen sie die Leidenschaften der Männer! Das ist in so hohem Grade wahr, daß neulich auf dem Balle, wo ich so unvorsichtig war, zu äußern, ich wäre im Begriff, Laura zu verheirathen, zwei junge Männer unwohl wurden und zwei andere in einen Winkel des Salons gingen, um zu weinen! . . . Das that mir weh . . . Aber still! Alles das bleibt unter uns, meine Liebe!“

Guerreville war ein unfreiwilliger Vertrauter von dem geworden, was man hinter seinem Rücken sprach; denn wenn sie gleich mit halber Stimme sprach, so legte sich die dicke Mama doch fast an seine Ohren; aber er gab sich den Anschein, als hätte er nichts gehört, weil er keine Lust hatte, in diese Unterhaltung gezogen zu werden.

„Reichen Sie doch Ihren Nachbarinnen zu trinken, meine Herren, sorgen Sie für Ihre Damen,“ rief Grillon, die besten Stücke von jeder Schüssel für sich aussuchend.

Vélan beeilte sich sogleich, eine Wasserflasche zu ergreifen und der Madame Devaux, die Wein von ihm verlangt hatte, das Glas voll zu gießen.

„Nun, was machen Sie denn da, mein Herr?“ sagte die dicke Frau. „Glauben Sie etwa, ich habe Lust, mir den Magen auszuspülen?“

„Ah, Verzeihung, Madame, ich hatte falsch gehört.“

„Dyphelia, meine liebe Freundin, isß nur nicht von den eingemachten Gurken, der Gesangslehrer hat sie Dir verboten.“

„Seien Sie unbesorgt, Mama.“

„Ich finge nicht,“ sagte Laura, „und deshalb kann ich von Allem essen. Die eingemachten Gurken verhindern mich nicht, die Castagnetten zu spielen!“

„Gestern hat sie dieselben wie ein Engel gespielt,“ sagte Madame Devaux. „Wir waren bei einer Soirée, wo man eine spanische Quadrille tanzte; Laura hat sie begleitet.“

„Ja,“ sprach Mademoiselle Laura, ich habe zu der Cachucha las manchegas gespielt.“

„Und dann die Zatapette,“ sagte die Mama.

„El Zatapeato, meine Mutter, und La Jota aragonesa.“

„Ja, das war's, der Jude araknese . . . Es war entzückend, Alles war hingerissen . . . Meine Tochter wurde von der ganzen Gesellschaft beklatscht.“

„Aber Herr Adalgis sagt, die Castagnette sei ein abgeschmacktes Instrument!“ rief Agathe.

„Abgeschmackt!“ sagte Laura mit einem giftigen Lächeln, während ihre Mutter den jungen Mann mit ihren Blicken durchbohren zu wollen schien.

„Abgeschmackt! die Castagnetten!“ schrie Madame Devaux. „Aber wie ist denn der Herr im Stand, dies zu sagen? Er hat wohl Spanien, Italien nicht gesehen! Die Castagnetten sind dort überall angebetet. Bei den Stierkämpfen werden Castagnetten gespielt: es ist ein Nationalinstrument. Und was gibt einer Frau mehr Reiz . . . Ach Gott! . . . Ich werde Ihnen nach Tische vorspielen und Sie werden sehen . . .“

„Madame, ich habe nicht behauptet, daß die Castagnetten ohne Reiz seien, ich finde bloß, daß sie nicht zu den musikalischen Instrumenten gezählt werden dürfen.“

„Sie zählen doch wohl die Trommel und die Glocken dazu, welche mir die Ohren zerreißen!“

„In einem Marsche,“ sagte Lélan, sich aufrichtend, um zu sprechen, „machen sich die Glocken . . .“

die Trommeln, wollte ich sagen, sehr gut; selbst das kleine Horn, zweckmäßig angewendet, bringt eine kräftige Wirkung hervor. Ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Ouvertüre, ein Solo des Basshorns . . . des kleinen Horns . . . des Horns mit dem Schieber gehört, mit dem . . . dem Ding . . . wie heißt es doch . . . welches die Begleitung spielte . . . das machte sich sehr gut."

"Wer ist denn dieser große junge Mann, der sich in die Hörner verliert?" sagte Madame Devaux indem sie sich abermals hinter Guerreville's Stuhl neigte.

"Es ist ein sehr talentvoller, sehr unterrichteter junger Mann. Er kommt von einer Normalschule."

"Es ist Schade, daß er niemals findet, was er sagen will. Was aber Ihren Herrn Abalgis betrifft, der ist ein sehr netter Mensch, nur bildet er sich etwas zuviel ein."

Guerreville mischte sich sehr wenig in die Unterhaltung, er suchte sich auch noch einer andern zu entziehen, die man unter dem Tische mit ihm anzuknüpfen suchte, wo gewisse Füße die seinen hartnäckig verfolgten. Agathe aber rief oft: "Sie essen ja gar nicht, mein Pathe . . . Papa, mein Pathe ist nicht . . . Mama, sprechen Sie doch meinem Pathen zu."

Madame Grillon seufzte und biß sich in die Lippen, indem sie erwiderte: "Herr Guerreville will nichts nehmen; wenn ich auch Alles versuche, er berührt nichts von dem, was ich ihm anbiete."

"Daphelia, rühre die Sardellen nicht an, meine Tochter, Dein Gesangslehrer hat sie Dir ausdrücklich

verboten; er versichert, die Sardelle sei der Antipode der Kinnlade."

"Es heißt: die Antipathie, meine Mutter."

"Ja, der Antipathie, ich habe mich versprochen. Wenn man eine schöne Stimme hat, so muß man sie auch schonen. Mein zukünftiger Schwiegersohn, Herr Emil Delaberge, ist in schöne Stimmen vernarrt."

"Ah! . . . Ja . . . es ist wahr . . . Apropos . . . Sie verheirathen also eine von Ihren Fräulein Töchtern," sagte Herr Grillon; "ohne Zweifel die Aeltere?"

"Vielleicht Beide auf einmal," erwiderte Madame Devaur, ihren Töchtern einen Blick zuwerfend, der sagen sollte: spricht wie ich.

"Alle beide. . . Teufell das ist noch besser!"

"Schon seit vier Jahren höre ich sie immer von der Verheirathung ihrer Töchter sprechen," sagte Abalgis zu Agathen, "und dennoch sind diese Damen immer noch ledig."

"O! es ist häßlich, daß Sie das sagen."

"Der Herr Delaberge," sprach der große Lésan, "ist das nicht ein junger Mann. . . das heißt, nicht mehr ein sehr junger Mann, aber ein Mann . . . in der Art . . ."

"Ganz richtig!" rief die dicke Mama, "der ist es! Unermesslich reich, ein hübscher Mann, ein vollendeter Cavalier, der die Moden, den Ton angibt; aber, Herr Abalgis muß ihn ja kennen, da er so viel in die große Welt kommt?"

„Emil Delaberge,“ erwiderte Adalgis, sich das Kinn streichend, „ja gewiß, ich kenne ihn sehr gut, ich war drei oder viermal in seiner Gesellschaft... Aber ich habe immer gehört, wie er sich über das Heirathen und über diejenigen, welche die Thorheit haben, sich zu binden, lustig machte.“

„Das ist nicht möglich! Sie werden schlecht gehört haben!“ rief Laura mit unwilliger Miene.

„Uebrigens kann Herr Delaberge jetzt nicht mehr dieselbe Gesinnung haben,“ sagte Ophelia mit Geziertheit.

„Ja, Du hast Recht, Ophelia,“ sagte Madame Devaux; „er konnte wohl so sprechen und anders denken: das trifft man ja alle Tage... Ich nicht von dem Senf, meine Tochter, das macht eine rauhe Stimme, wie Dein Lehrer sagt, und ich will nicht, daß Du etwas Rauhes an Dir habest.“

„Meine Herrn, sorgen Sie doch für Ihre Damen,“ sagte Grillon, indem er sich den Flügel eines Auerhahns bei Seite schob, den er eben zerlegte.

„Apropos,“ rief Madame Deveaux, die es über sich genommen hatte, den Faden der Unterhaltung nie abreißen zu lassen, „unser Cousin ist angekommen; Sie wissen, Madame Grillon, daß ich Ihnen gesagt habe, ich erwarte meinen Cousin, der der Hochzeit meiner Töchter anwohnen solle. Er ist schon ziemlich lange hier, und ich habe mir erlaubt, ihn aufzufordern, uns heute Abend von hier abzuholen. Ich wünsche ihn Ihnen vorzustellen.“

„Sie haben sehr wohl daran gethan, wir wer-

den sehr erfreut sein, die Bekanntschaft Ihres Herrn Cousin zu machen."

"Es ist ein charmanter Mann... voll Geist... Er wohnt in Chateau-Thierry, wo man ihn anbetet... wo er mit den vornehmsten Leuten zusammenkommt, mit dem Unterpräfekten, dem Maire, den übrigen Beamten... und wo er sich in Gesellschaft befindet, da ordnet er Alles an und erhält er Alles."

"Ist er noch jung?"

"Ja, ein junger Mann von vierzig Jahren... noch ledig... er ist so schüchtern, so kindlich! Ein sehr liebenswürdiger Mann; nicht wahr, meine Töchter? Euer Cousin Badevant ist allerliebste?"

"Er hat einen zu dicken Bauch," sagte Laura, indem sie sich ein Butterbrod strich; "das hindert ihn aber nicht daran, wie ein Ball zu tanzen."

"Kam er nicht nach Paris, um sich hier niederzulassen?"

"Nein, ich glaube nicht; indes es wäre möglich... man kann nicht wissen..."

Indem sie dieses sagte, betrachtete Madame Devaux ihre Töchter mit einer Miene, die noch vielerlei ausdrücken sollte.

Bei dem Namen Badevant hatte Guerreville eine Bewegung gemacht, die der zärtlichen Euphemie nicht entgangen war; sie sagte daher sogleich zu ihm: "Sollten Sie den Cousin dieser Dame kennen? Ich glaube, in der That, Sie kommen auch von Chateau-Thierry?"

„Ja, Madame, ich war mit diesem Herrn zusammen.“

„Ah! Sie kennen meinen Cousin Badevant,“ schrie Madame Devaux, „ich bin entzückt davon; Sie werden ihn diesen Abend sehen. O! wie gut sich das zusammenfindet, wie freut es mich, ihm aufgetragen zu haben, uns hier abzuholen. Ophelia, nimm doch keine Krebsse, die sind der Tod der Cadenzen.“

Guerreville war durchaus nicht erfreut darüber, sich wieder mit dem neugierigen kleinen Manne zusammenzufinden, der ihn überall zu verfolgen schien. Aber er dachte sich bei Herrn Grillon, wie überall, über diese Widerwärtigkeiten hinwegzusetzen.

„Mein Cousin Badevant hat mir, seitdem er sich hier befindet, schon einen großen Dienst geleistet,“ sprach Madame Devaux, nachdem sie den Arm des Herrn Lelan, der ihr durchaus die Wasserflasche hinreichen wollte, zurückgestoßen hatte. „Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß wir seit einiger Zeit keinen Arzt mehr haben; der unsrige starb und das betrückte mich sehr; denn, so wie Sie mich sehen, bin ich doch sehr gewählt, ohne daß man dies bemerkt.“

„Wahrhaftig, man bemerkt durchaus nichts davon,“ sagte Abalgis lächelnd.

„Dieser junge Mann bildet sich zuviel ein,“ sagte die dicke Mama ganz leise; dann fuhr sie mit verletztem Tone fort: „Ja, mein Herr, ich bin sehr wählerisch; ich muß mich an eine Regel, das heißt

an eine große Vorsicht in der Wahl meiner Lebensmittel halten."

"Ganz wie ich," sagte Lésan, "ich esse von Allem, aber das bekommt mir nicht gut, das heißt, einige Speisen; es sind nicht gerade die Speisen, die ich esse, aber ich sollte nichts davon genießen."

"Gewiß," fuhr Madame Devaux fort, "fehlt es in Paris nicht an Aerzten und an Männern von großem Verdienste! Aber ich schwankte, ich war unentschlossen, als mein Cousin Badevant, bei seinem Besuche zu mir sagte: Nehmen Sie den Doctor Jenneval, der aus Chateau-Chierry mit mir hierhergekommen ist, das ist ein wahrer Damen-Arzt, ein junger, verdienstvoller Mann..."

"Er hat Sie nicht getäuscht," sagte Guerreville, der nicht schweigen konnte, als er den Namen seines Freundes aussprechen hörte.

"Sie kennen ihn auch, mein Herr?"

"Sehr gut, Madame."

"Er ist vielleicht Ihr Arzt?"

"Noch mehr, Madame, er ist mein Freund."

"Alsdann, mein Herr, werde ich Ihnen wohl ein Vergnügen machen, wenn ich der Gesellschaft einen Zug von Doctor Jenneval erzähle, welcher beweist, wie erfinderisch er ist, um seine Patienten aus einer gefährlichen Lage zu reißen! das zeigt, daß er eben so viel Genie, als Kenntniß besitzt. Ich komme zur Sache... Ophelia, Du wirst keinen Salat essen, meine Schöne; Du weißt, was Dein Lehrer Dir gesagt hat, der Salat und die Orgelstöne sind unverträglich."

„Mama, ein Blättchen . . .“

„Nein, liebe Freundin, Du würdest Deine Tiefe verlieren, und ich will nicht, daß meine Tochter etwas von ihrer Tiefe verliere.“

„Ich werde für uns Beide essen,“ sagte Mademoiselle Laura, indem sie zugriff, „und ich fürchte nicht, an Tiefe zu verlieren, ich!“

„O! diese da ist ein wahrer Satan! Eine Gesundheit von Eisen, sie würde Diamanten essen.“

„Teufel! ich möchte es nicht auf mich nehmen, sie zu ernähren,“ sagte Adalgis mit halber Stimme, und die dicke Mama begann ihre Erzählung:

„Meine Herren, Folgendes ist mir begegnet: nachdem der Doktor Senneval mir mehre Besuche machte, bei welchen er sich von der Stärke meines Temperaments überzeugt hatte, rieth er mir, zum Frühstücke Chokolade zu nehmen, und setzte hinzu, diese würde meinen Magen vollständig herstellen; aber damit es mir gut bekomme, sagte er zu mir: Sie werden Ihre Chokolade zwischen zwei Glas Wasser trinken, eines vorher und eines nachher. Ich befolgte die Vorschrift des Doktors pünktlich, und verspürte schon den besten Erfolg, als ich eines Morgens beim Frühstücke bedrängt oder gestört, ich glaube, durch einen Besuch, meine Chokolade nahm, ohne wie gewöhnlich vorher ein Glas Wasser zu trinken; als ich meinen Irrthum bemerkte, war es schon zu spät, die Chokolade war getrunken. Ich trank mein Glas Wasser wohl später, aber es fehlte mir doch immer dasjenige, das ich hätte vorher trin-

fen sollen, und meine Chocolade befand sich diesmal nicht zwischen zwei Glas Wasser. Sie begreifen meine Unruhe. Ich sagte mir: Du hast gegen die Verordnung des Doktors gefehlt, was wird daraus entstehen? Vielleicht die gefährlichsten Folgen; ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich schon diese Furcht krank machte."

"Das war auch darnach," sagte Madame Grillon, indem sie fortwährend ihren Fuß unter den von Guerreville zu schieben suchte.

"Nicht wissend, welches Mittel ich ergreifen sollte, entschloß ich mich, den Doktor holen zu lassen, indem ich ihm sagen ließ, es wäre ein dringender Fall. Herr Jenneval kam und fragte mich, was ich habe; ich erzählte ihm meine unglückselige Zerstreung und fügte hinzu: Lieber Doktor, was macht man jetzt, damit sich diese Chocolade zwischen zwei Glas Wasser befinde? Jenneval, durch meine Verlegenheit gerührt, besann sich einige Augenblicke und rief dann aus: "Gießen Sie das Glas Wasser, das Sie zuerst hätten nehmen sollen, in eine Alysierspritze und nehmen Sie ein Lavement, und auf diese Weise wird sich ihre Chocolade zwischen zwei Glas Wasser befinden."

"Vortrefflich ausgedacht," sagte Herr Grillon.

"O! das ist herrlich! Auf Ehre, das ist sehr gut!" sagte Abalgis, sein Gesicht hinter seiner Serviette verbergend.

"Ich that, wie mir der Doktor verordnet hatte," fuhr die dicke Mama fort, "und ich empfand keinen

Nachtheil; aber das Auskunftsmittel, das er gefunden hatte, schien mir so geistreich, und zu gleicher Zeit so tief durchdacht, daß ich diese Anekdote, die den vortheilhaften Ruf des Doktors Jenneval nur erhöhen kann, mit Wohlgefallen überall erzähle."

Die Erzählung der Madame Devaux machte auf die Gesellschaft einen sonderbaren Eindruck. Adalgis und Agathe erstikten fast vor Lachen. Laura und ihre Schwester schienen betroffen; der lange Lélan schien es nicht zu verstehen; Grillon allein theilte den Enthusiasmus der dicken Dame; glücklicherweise war man gerade beim Dessert, und da Madame Grillon bemerkte, daß ihr Nachbar seine Füße hartnäckig unter seinem Stuhle behielt, so stand sie unwillig auf und sprach: „Der Kaffee erwartet uns im Salon.“ Nun stand Alles vom Tische auf, und Fräulein Agathe, die sehr gerne liebkostete, benutzte den Moment, um zu ihrem Pather zu laufen und ihn zu umarmen.

Man begab sich in den Salon, wo Herr Grillon, indem er seinen Kaffee trank, zu jedem einzelnen seiner Gäste ging und sagte: „Wie finden Sie ihn... he?... Ich zweifle, ob man ihn besser finden kann. Meine Frau hat ihn selbst gemacht. Sie ist sehr gütig gewesen, meine Frau.“

„Thun Sie Cichorie hinein?“ sagte Lélan.

„Wie?“

„Ich meine: um ihm Farbe zu geben... das macht ihn bitter.“

„Sie finden meinen Kaffee bitter?“

„Nein; ich wollte sagen, es gibt ihm einen guten Geschmack. Es ist wie bei meiner Tante, bei ihr trinkt man abscheulichen Kaffee, weil sie ihn selbst bereitet.“

„Sie macht ihn abscheulich?“

„Nein! Ich sage Ihnen, daß er köstlich ist.“

„Ein kleines Gläschen von Parfait amour, Madame Devaux,“ sagte Grillon, „es ist der feinste Liqueur.“

„Nein, ich nehme keinen Liqueur, aber ich gestehe Ihnen, daß ich wie die Männer bin, ich trinke Rum . . . ich liebe mir diesen . . . und wenn Sie mir erlauben . . .“

„Alles, was Ihnen angenehm ist; Herr Velan, gießen Sie doch der Madame Devaux Lebenswasser in den Kaffee.“

Der lange junge Mann näherte sich, mit einer Flasche bewaffnet, aus der er in die Tasse der dicken Mama eingoß, welche sich mehre Stücke Zucker nahm, und es versuchte, dieselben in dem Rum zergehen zu lassen.

Während dieser Zeit hatte sich Ophelia an das Clavier gesetzt, wo sie spielte und trillerte, was ihr gerade in den Sinn kam. Guerreville hatte sich niedergelassen, und alsbald stellte die zärtliche Euphémie ihren Stuhl neben den seinigen. Adalgis betrachtete sich in einem Spiegel und Mademoiselle Laura, die ihn aus der Ferne beobachtete, sagte zu Agathen: „Ich möchte doch wohl wissen, wie es Herr Adalgis macht, um seine Locken so gut in Ordnung zu halten, keine drückt die andere.“

„Ach! ich weiß es, ich!“ sagte Agathe; „ich hörte ihn mit einem seiner Freunde davon sprechen.“

„Nun?“

„Nun, meine Liebe, er legt sich mit einer Kinnbinde zu Bette, in welche seine Locken so fest eingebunden sind, daß sie sich durchaus nicht verwirren können.“

„Hal hal hal! Eine Kinnbinde! O! das ist gar zu drollig.“

„Was gibt es denn dabei Drolliges, mein Fräulein? Wir nehmen Papilloten, wir andern.“

„O! das ist gleich. Hal hal! Mit einer Kinnbinde zu Bette gehen! Ach! wenn ich einen Mann heirathen müßte, der sich mit solchen Dingen befaßte, so würde ich ihm hinten an seinen Rock einen Waschlappen anheften.“

„O! warum denn dies, mein Fräulein?“

„Weil ich darüber würde lachen müssen.“

„O! Sie sagen das nur, weil Herr Adalgis behauptet hat, die Castagnetten wären ein abgeschmacktes Instrument; denn früher fanden Sie ihn charmant.“

„Charmant! Ich habe immer gefunden, daß er jenen Wachsöpfen gleich, die man in den Gewölben der Haarkräusler sieht.“

Der Streit der beiden jungen Damen begann sich zu erhitzen, denn Fräulein Laura hing dem Stutzer alles Mögliche an, während Agathe eine große Vorliebe für ihn an den Tag legte. Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß machte ihrem Streit

ein Ende. Madame Devaux, die seit einiger Zeit den Zucker, den sie in den Rum gethan hatte, her- umrührte, war endlich so weit gekommen, ihn völ- lig aufzulösen; sie setzte nun die Tasse an den Mund und trank sie theilweise aus; aber fast eben so bald schnitt sie eine schreckliche Grimasse, setzte ihre Tasse hin und schrie: „O! mein Gott! wie schlecht ist das! Ach! das ist abscheulich! Ich habe in meinem Leben noch keinen Rum genommen, der einen sol- chen Geschmack hatte.“

„Aber mein Lebenswasser ist doch köstlich,“ sagte Grillon; „Jedermann macht mir Complimente dar- über.“

„Ach! das kann Einen krank machen! Pfuil das stößt mir auf, das. Geben Sie mir ein Glas Wasser, ich bitte Sie darum! Ich glaube, daß ich krank werde.“

Alles drängte sich um Madame Devaux; aber Grillon, der auf den guten Ruf seines Lebenswas- sers sehr viel hielt, hatte die Tasse, welche den Rest des Rumes enthielt, ergriffen; er schüttelte, prüfte sie, und entschloß sich endlich, mit der Spitze seines Fingers ein wenig davon zu kosten; plötzlich schrie er: „Es ist nie Lebenswasser darin gewesen. Sie haben ja den bittersten Liqueur in Ihren Kaffee ge- gossen. Wer hat denn der Madame aufgefüllt?“

Lelan sagte kein Wort; er stand hinter dem Fräu- lein Devaux, welche ihrer Mutter das Kleid auf- schnürte. Als aber mehre Hasten aufgerissen waren, und die dicke Dame sich erleichtert fühlte, zeigte sie

mit den Fingern auf den großen jungen Mann, indem sie rief: „Dies ist der Schuldige! Dieser Herr da hat mir die Medizin bereitet. Ich, ich habe nicht aufgemerkt, während er mir eingoß, suchte ich mir einige Stückchen Zucker aus.“

„Mein Gott! Madame, Sie glauben? Ich werde mich in der Flasche geirrt haben.“

„Man sollte Sie zwingen, meinen bitteren Extrakt zu trinken, um Sie zu lehren, ein andermal mehr Acht zu haben.“

„Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, Madame; meine große Zerstreung ist Schuld daran. Eines Tages, bei meiner Tante... nein, bei meinem Onkel, bat man mich, den Salat anzumachen, es war Salat von... von, Sie wissen... man thut solche... Dinger hinein... Nun, ich nahm die Tabakdose eines Herrn, der neben mir saß, statt der Pfefferbüchse, die ich suchte. Sie war unglücklicherweise offen, so daß ich den Salat mit Tabak bestreute, und die ganze Gesellschaft war acht Tage lang krank davon.“

„Er ist sehr artig, Ihr Herr Belan,“ sagte Madame Devaux, indem sie sich zu Grillon wandte. „Aber ich erkläre Ihnen, daß ich mit ihm nicht wieder an einem Tische sitzen mag. Er wird eines Tages noch eine ganze Gesellschaft vergiften.“

Die Ruhe war wieder hergestellt; man schickte sich an, Fräulein Ophelia singen zu hören, als sich die Salonthüre öffnete und Badevant hereintrat.

„Da ist mein Cousin!“ rief Madame Devaux,

und sich von ihrem Stuhle erhebend, lief sie dem Neuankommnen entgegen, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn dem Herrn des Hauses vor.

Badevant wurde von der Familie Grillon sehr freundlich empfangen; er überhäufte sie mit Artigkeiten, verbeugte sich fortwährend und lächelte. Als die Begrüßungen beendet waren, sagte Madame Devaur zu ihrem Cousin, indem sie auf Guerreville zeigte: Sie finden hier alte Bekannte, mein Cousin Badevant; dieser Herr hat mir von Ihnen gesprochen.

Badevant näherte sich Guerreville, der in seinem Winkel sitzen geblieben war; der kleine Mann besichtigte ihn, dann machte er einen Sprung vorwärts, stieß ein Freudengeschrei aus, als ob er seinen Vater wieder gefunden hätte, ergriff die Hand von Guerreville, die ihm dieser gar nicht hinreichte, und drückte sie heftig, indem er ausrief: „Es ist Herr Guerreville!... O! welch köstlicher Zufall!... Wie erfreut bin ich... dieser liebe Herr Guerreville!... Ich habe Sie seit der Zeit, da ich Ihnen im Theater français Platz hielt; und Sie nicht kamen, nicht wieder gesehen...“

Guerreville bemühte sich, seine Hand los zu machen, die man ihm hartnäckig festhielt, und wollte einige Worte zur Entschuldigung sprechen; aber der kleine Mann ließ ihm keine Zeit dazu und begann wieder: „Ich weiß, daß Sie durchaus nicht schuldig sind... Sie sind ganz gerechtfertigt... Jenneval sagte mir, es wäre Ihnen Jemand be-

gegnet... der liebe Jenneval! Der gute Doktor!...
 Ich verschaffe ihm eine Praxis... Er behandelt
 meine Cousine... Er hat Madame Devaux schon
 aus einer großen Gefahr errettet... die durch die
 Chokolade herbeigeführt wurde..."

"Ich habe die Geschichte bei Tische erzählt,"
 sagte die dicke Mama.

"O! das ist ein sehr gescheiter, praktisch und
 theoretisch ausgebildeter Mann," fuhr Badevant
 fort, "ich glaube, er hat Sie zu Chateau-Thierry
 von einer gefährlichen Krankheit gerettet?..."

"Ja, mein Herr."

"Ich liebe und schätze ihn deshalb nur um so
 mehr, und meine Cousinen sind entzückt, seine Be-
 kanntschaft gemacht zu haben... Nicht wahr, meine
 Cousinen?"

Die Familie Devaux antwortete mit einem
 einstimmigen Ja. Adalgis, den Badevants Geschwätz
 ungeduldig zu machen schien, führte Agathe an das
 Piano, indem er sagte: "Mein Fräulein, haben
 Sie die Gnade, uns etwas zu singen... Es wird
 uns dadurch ein doppeltes Vergnügen bereitet wer-
 den, Sie zu hören, um nicht länger gezwungen zu
 sein..."

Er sprach das Ende seiner Rede in Agathens Ohr,
 die lächelnd murmelte: „Ah! Sie sind abscheulich.“

Badevant setzte sich hinter Madame Devaux, die
 sich an Guerreville's Seite niedergelassen hatte,
 und sagte zu ihr: „Haben meine hübsche Cousinen
 gesungen?“

„Noch nicht.“

„Ich hoffe doch, sie zu hören.“

„Gewiß... Aber apropos, mein Cousin, haben Sie daran gedacht, was ich Ihnen aufgetragen habe? Haben Sie nachgeforscht... Haben Sie etwas erfahren? ...“

„O! sicherlich... Ich habe Ihnen große Neuigkeiten mitzutheilen.“

„Ah! lassen Sie hören, ich bitte Sie darum.“

Badevant rückte seinen Stuhl dem seiner Cousine näher, mit der er im Vertrauen sprechen wollte; doch Guerreville war wider seinen Willen noch in die Nothwendigkeit versetzt, alle die Geheimnisse, welche man sich hinter seinem Rücken anvertraute, mit anzuhören: während vor ihm seine Pathe sang, und sie auf eine so kräftige Weise begleitete, daß man kein Wort von ihr verstehen konnte.

„Ich habe mich an die Ferse Ihres zukünftigen Schwiegersohnes gehängt,“ sagte Badevant, welcher immer mit der dicken Mama sprach, während Fräulein Grillon sich auf dem Flügel übte; „ich habe wissen wollen, was Emil Delaberge seit der Zeit, in der er sich nicht mehr bei Ihnen hat sehen lassen, treibe...“

„Ich wette, daß er krank ist.“

„Nichts weniger, meine Cousine, er lebt auf einem großen Fuß... Uebrigens ist er sehr reich, wie man mich versichert hat.“

„Er ist ungeheuer reich.“

„Dieser Herr bringt, wie ich Ihnen schon sagte, sein Leben in fortwährenden Vergnügungen hin, doch seitdem er aufgehört hat, meinen liebenswürdigen Cousinen den Hof zu machen, hat sich, wie man sagt, eine neue Leidenschaft seines Herzens bemächtigt . . .“

„Ah! mein Gott! Meine Töchter sollten ausgestochen sein? . . .“

„So viel man mir wenigstens gesagt hat. Emil geht fast täglich zu einer gewissen Madame Dolbert, die ebenfalls sehr reich ist, und auf dem Boulevard de la Madeleine wohnt.“

„Das Ungeheuer! . . . Er will diese Dame verführen!“

„Ich glaube es nicht. Madame Dolbert hat ihre vollen siebenzig Jahre . . . aber sie hat eine Enkelin, welche erst siebenzehn Jahre zählt, und wie man sagt, ein Engel an Schönheit sein soll! . . .“

„Engel an Schönheit so viel Sie wollen, ich wette, daß sie nicht singt wie Ophelia, und die Castagnetten nicht spielt wie Laura.“

„Von diesem bin ich nicht unterrichtet. Aber Herr Emil Delaberge scheint in dem Hause sehr heimisch zu sein . . . Und Sie begreifen, daß dies seine Gründe hat.“

„Das thut nichts, Herr Emil hat meine Töchtern den Hof gemacht, er muß sich erklären . . . Er muß Eine oder die Andere heirathen . . . Sie können nicht in dieser schwankenden Lage bleiben . . . Und streng genommen . . . könnte ich sogar für mich

einige Erklärungen verlangen... denn er hat mir mehremal die Hand gedrückt, mit einer Kraft... Es scheint, daß dieser junge Mann zu allem fähig ist... Aber ich will nur an meine Töchter denken, an diese lieben Kinder! Ich, die ich überall von ihrer Verheirathung gesprochen habe... Mein Cousin, ich rechne auf Sie, um Herrn Delaberge in die Enge zu treiben."

„Beruhigen Sie sich, meine Cousine, ich gehöre ganz Ihnen an... Ich bin nach Paris gekommen, um bei der Verheirathung Ihrer lebenswürdigen Töchter gegenwärtig zu sein, und ich werde gewiß Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um nicht vergeblich hieher gekommen zu sein."

„Sie sind ein kostbarer Mann... Aber still! Ophelia beginnt zu singen."

Madame Devaux, die, während Agathe am Piano gesessen, unaufhörlich gesprochen hatte, wollte nicht, daß man auch nur lispeln sollte, wenn ihre Tochter sang.

Aber Fräulein Ophelia befand sich nicht bei Stimme; sie konnte kaum die Arie, welche sie gewählt hatte, beenden, und ihre Mutter rief: „Du hast Salat gegessen... Du willst es mir nicht gestehen, aber ich weiß gewiß, daß Du welchen gegessen hast. Laura, meine Liebe, tanze uns die Zatapa... die Zatapette... mit Begleitung der Castagnetten, Du thust es mir wohl zu Gefallen... Sie müssen erfahren, daß meine Tochter auf dem Ball in der großen Oper hauptsächlich

deswegen gewesen ist, um die Spanier tanzen zu sehen, welche die Tänze ihres Vaterlandes aufführten . . . Sie fand das so ausgezeichnet, daß sie am andern Tage im Zimmer auf eine hinreißende Weise trippelte . . . ganz so, wie die Spanier beider Geschlechter."

„Mama, ich möchte lieber die Cachucha tanzen . . . die ist origineller . . .“

„Tanze die Cache tout ça, liebe Freundin . . . Hast Du Tanzschuhe mitgebracht?“

„O! gewiß . . . Soll ich mit leichten Filzschuhen tanzen! . . .“

„Alsdann bereite Dich vor und vernachlässige nichts . . . Ich freue mich sehr, dem Herrn Adalgis zu zeigen, was man mit Castagnetten machen kann.“

„Ich,“ sagte der große Lelan, „ich bin sehr neugierig, Italienisch tanzen zu sehen . . .“

„Es ist Spanisch, mein Herr . . .“

„Ja, Spanisch. Sonst ging ich stets zu Baugirard, bloß in der Absicht, um tanzen zu sehen, das . . . Zeug . . . von . . . die so gut walzen . . . Sie wissen? . . .“

„Den Schweizern?“

„Ja; ich habe es auch lernen wollen, aber ich paßte nie da hinein . . . in die Maschine . . . Sie wissen? . . . So daß ich eines Tages einmal gefallen bin auf meinen . . . wie heißt man ihn doch . . . das ist mir sehr schlecht bekommen.“

Während sich Laura zum Tanzen vorbereitete, benützte Guerreville einen Augenblick, da sich Ma-

dame Grillon von ihm entfernt hatte, stand auf, und indem er sich den Anschein gab, als wollte er in dem Salon auf und abgehen, gewann er den Speisesaal, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er sagte: „Ich habe meine Pathe singen hören, dies scheint mir genug zu sein, und ich habe keine Verpflichtung mehr, Laura die Cachuchatänzen zu sehen.“

Als er sich aber nach seiner Wohnung begab, erinnerte er sich an das, was zwischen Madame Debaur und ihrem Cousin Badevant gesprochen worden war; denn bei dieser Unterhaltung war ihm ein Name, der der Madame Dolbert, aufgefallen; er suchte sich zu erinnern, wo er ihn schon nennen gehört hätte. Sein Gedächtniß anstrengend, fiel ihm endlich die Erzählung Jerome's des Wasserträgers ein, und er sagte zu sich: „Madame Dolbert . . . Boulevard de la Madeleine . . . so hießen die Damen, welche das Kind dieses braven Auvergnaten mit sich genommen haben. Ja, bei ihnen ist die kleine Zizine . . . Ich habe Jerome gesprochen, mich nach ihnen zu erkundigen . . . Mich zu überzeugen, ob seine Tochter immer gut behandelt würde . . . und ich habe es vergessen . . . denn ich vergesse Alles, was sich nicht auf mich . . . auf meine zunächst liegenden Sorgen bezieht! . . . In-
desß, ich werde mein Versprechen erfüllen müssen . . . Ja, ich werde recht erfreut sein, diese arme Kleine wieder zu sehen!

Zweites Kapitel.

Stephaniens Liebe.

Drei Tage waren seit dem Balle verflossen, auf welchem sich Stephanie als den Gegenstand aller Huldigungen gesehen hatte. Drei Tage! das ist sehr kurz, für glückliche Leute, für solche, die nur einen Wunsch hegen dürfen, um ihn alsbald erfüllt zu sehen; gewöhnlich hat die Zeit Flügel, wenn man inmitten der Vergnügungen lebt.

Stephanie aber hatte diese drei Tage unaussprechlich langweilig gefunden, es schien ihr, als wären seit ihrer Anwesenheit auf dem Balle Wochen, Monate dahingeschwunden. Die Stunden wurden länger, die Tage unendlich; und doch war in ihrem Innern, in ihrer Lebensweise keine Veränderung vorgegangen; ihre gute Großmutter suchte ohne Aufhören ihren kleinsten Wünschen zu begegnen. Die kleine Bizine war noch immer da, immer zum Lachen, zum Spielen bereit, sobald sie Lust dazu bezeugte; aber Stephanie war träumerisch, fast traurig geworden; Alles, was ihr sonst Vergnügen gemacht hatte, langweilte sie jetzt; sie war sogar manchmal gegen die Liebkosungen ihres kleinen Schützlings gleichgültig.

Von wo kam diese Veränderung? . . . Was hatte sie hervorgerufen? . . . Nun! mein Gott! Ihr habt es ohne Zweifel begriffen; es ist nicht schwer, zu errathen, warum ein junges Mädchen träumt

und seufzt. Die Liebe ist ein Gefühl, welches eine große Veränderung in unserer Stimmung hervorbringt, wenn wir sie zum erstenmal empfinden; sie macht uns heiter oder traurig, sie macht uns schweigsam und zerstreut, manchmal geschwäßig, oft unduldsam gegen Andere, und in einigen Fällen abscheulich. Später haben ihre Wirkungen weniger Kraft auf diejenigen, welche sie angreift; sie ist wie eine Krankheit, die wir schon erprobt haben, und die eben dadurch von ihrem bössartigen Einfluß auf uns verloren hat.

Gegen den Abend des dritten Tages hörte Stephanie auf die kleinen Geschichten Zizins, ohne darauf zu antworten, als ein Diener Herrn Emil Delaberge meldete. Plötzlich fühlte das junge Mädchen ihr Herz heftig schlagen und all ihr Blut dorthin zurückströmen, aber Niemand bemerkte ihre Blässe und die Aufregung, welche zu verbergen sie sich bemühte.

Emil trat in den Salon, stellte sich mit jener Ungezwungenheit vor, die der Reichthum gibt, und noch mehr das Bewegen in guter Gesellschaft; er bezeigte der Madame Dolbert das Vergnügen, welches ihm bereitet werden würde, wenn er sie öfter besuchen dürfte, dann wußte er die Unterhaltung so gewandt zu führen, daß er jene Kälte, jenen ceremoniellen Ton, in welchem man sich meistens mit neuen Bekanntschaften hält, daraus verbannte. Selbst Stephanie überwand bald ihre Verirrung und nahm Theil an ihrem Gespräche.

Delaberge war geistreich, liebenswürdig und sehr angenehm zu hören. Geschickt von einem Gegenstand zum andern übergehend, erzählte er, ohne seine Zuhörer zu ermüden; er war viel gereist, hatte viel beobachtet und flocht in seine Erzählungen witzige Anekdoten, merkwürdige Vorfälle ein, die er mit einer Einfachheit vortrug, die ihren Reiz noch vermehrte.

Der Abend verschwand sehr rasch, Emil bat die Damen um Erlaubniß, öfter kommen zu dürfen, um ihnen Gesellschaft zu leisten, was ihm mit Vergnügen gestattet wurde; denn die Großmutter wie die Enkelin fanden seine Gesellschaft sehr angenehm.

Den folgenden Morgen beschäftigte man sich natürlich mit Delaberge; den ganzen Tag sprach Stephante von ihm; sie lachte noch über das Lustige, was er gesagt hatte, kein Wort war ihr von dem, was er erzählt hatte, verloren gegangen, und öfters rief sie: „Nicht wahr, Zizine, dieser Mann ist sehr liebenswürdig? . . .“

Und da das kleine Mädchen das erstemal ziemlich frostig „ja“ antwortete, verzog ihre Beschützerin das Gesicht, und schien sehr geneigt, es auszu-
zanken.

Die Sache war, daß dieser Herr für das Kind nichts Liebenswürdiges hatte. Mit seinen Artigkeiten gegen die Damen beschäftigt, schien Emil Zizinen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken, und hatte nicht ein einziges Mal das Wort an sie gerichtet; und so war es denn ganz natürlich, daß

die Kleine den Enthusiasmus dieser Damen nicht theilte.

Indeß hatte die Puppe, die Kleinen Spiele, all jener Zeitvertreib, welcher Stephanie erfreute, mehr als je allen Reiz für sie verloren. Sie liebte Zizine noch immer, sie war stets erfreut, dieselbe in ihrer Nähe zu haben; aber ihre Laune war schwankend geworden, und sie empfing ihre Liebeslosungen nicht mehr mit demselben Lächeln; denn jetzt war ihr Herz, während sie ihre kleine Freundin umarmte, bisweilen mit einem andern Gegenstand beschäftigt.

Emil Delaberge kam bald wieder zu Madame Dolbert, er war sehr stark in der Musik, diese Kunst nähert diejenigen, welche sie treiben, einander sehr bald; und wenn man zum gegenseitigen guten Verständnisse schon ganz geneigt ist, dann verschafft die Musik tausend Gelegenheiten zum Glücke, tausend sanfte und heitere, obgleich noch unschuldige Genüsse.

Stephanie spielte mit größerer Vorliebe ihr Piano, seitdem Herr Emil sie hörte und begleitete; sie sang die Romanzen, welche er ihr brachte, mit mehr Gefühl; ist dies bloß die Eigenliebe und der Wunsch, den Beifall eines Kenners zu erlangen? Stephanie glaubte es, denn Stephanie, deren Herz so rein, deren jungfräulichem Herzen jeder schlimme Gedanke fremd war, gab sich dem Gefühle, das sie zu Emil zog, hin, und suchte ihm durchaus keinen Widerstand zu leisten, weil sie gar nicht daran

dachte, daß etwas Böses darin läge, glücklich zu sein, wenn Emil da war; seine Gegenwart zu wünschen, vor Freude aufzuhüpfen, wenn er erschien, zu seufzen, wenn er fortging. Das junge Mädchen befragte sich gar nicht darüber; sie hatte keine Furcht vor einer Gefahr, die sie nicht faßte, sie wich dem Einflusse, den Emil schon auf ihr ganzes Wesen ausübte, nicht aus, und sie empfand für ihn schon eine tiefe Leidenschaft, bevor sie sich noch Rechenschaft über das Gefühl abgelegt hatte, das ihr Herz erfüllte.

Auf der andern Seite überhäufte die Großmutter ihren neuen Bekannten mit Freundschaftsbezeugungen; warum sollte Stephanie nicht das Vergnügen theilen, das ihre Mutter über die Anwesenheit Emils empfand?

Und warum sollte endlich ein junges Mädchen von siebzehn Jahren sich einer Neigung hinzugeben fürchten, welche sie mit einem neuen Glücke bekannt machte, da ihr Niemand sagte, daß eine Gefahr darin läge, sich hinreißen zu lassen; wie viel Andere unterliegen, obgleich sie gewarnt sind! Wie sollte die zu widerstehen vermögen, die ungewarnt bleibt! — Die Erfahrung? Aber die Unschuld hat keine.

So war denn Emil Delaberge noch nicht lange der Freund der Madame Dolbert geworden, als Stephanie schon, ohne es sich selbst gestanden zu haben und ohne daß Emil auf andere Weise als mit den Augen sich ihr verständigt hätte, von der aufrichtigsten Liebe für ihn durchdrungen war.

Es ist wahr, daß Emils Augen sehr beredt waren und daß es sehr schwer hielt, ihre Sprache nicht zu verstehen; gewöhnt, von Liebe zu sprechen, drückten sie sich so gut aus, daß man ihnen in kurzer Zeit antworten oder aufhören mußte, sie zu betrachten; und Stephanie hatte es für angenehmer gefunden, auch die andern sprechen zu lassen.

Und alles dies war in sehr kurzer Zeit vorgegangen, in einigen gemeinschaftlich zugebrachten Abenden, dann in den Musikstunden, ohne andere Zeugen als die Großmutter Dolbert und Zizine.

Aber auch die Großmutter war nicht immer da: wenn man einen Whist vorschlug oder einen Boston, blieben die jungen Musiker allein am Clavier und dann währte die Musik gewöhnlich viel länger.

Zizine allein hörte sie und blieb einige Schritte von ihnen entfernt, während sie sich irgend einer für ihr Alter passenden Beschäftigung hingab; nur sehr selten entfernte sich das Kind von Stephanie, und wenn dies geschah, so war es nur auf sehr kurze Zeit; sie kam dann immer bald wieder zurück und eilte, sich neben diejenige hinzusetzen, welche sie zwar weniger liebte, aber noch eben so gerne ihre Liebkosungen annahm.

Emil hatte bei seinem zweiten Besuche bei Madame Dolbert, als er Zizine erblickte, gesagt: „Dies ist ohne Zweifel eine Verwandte von Ihnen?“

Als er aber erfuhr, was es mit dem Kinde für eine Bedeutung hatte, nahm er wenig Theil an ihm

und schien sogar öfters darüber ungehalten, es immer in Stephaniens Nähe zu sehen.

Zizine beklagte sich nicht darüber, daß man sie seit Delaberge's Besuchen weniger liebte, aber es fiel ihr doch auf, denn die Kinder beobachteten oft besser als die Männer. Indes die arme Kleine blieb mit ihrem anmuthigen Lächeln unbeachtet, Emil würdigte keines Blickes, oder wenn er sie ansah, entschlüpfte ihm eine Bewegung des Unwillens, die keineswegs anzeigte, daß ihr Anblick ihm angenehm wäre.

Bald hielt auch Stephanie, obgleich sie gegen das Kind, welches sie aufgenommen hatte, immer freundlich war, nicht mehr alle ihre Versprechungen. Die Unterrichtsstunden wurden vernachlässigt, man hatte ja an so viele andere Dinge zu denken, oder vielmehr, es gab eine Sache, die sie so sehr beschäftigte, daß sie keinen Augenblick finden konnte, die kleine Schülerin zu bilden; aber Zizine arbeitete für sich allein und noch mit weit größerem Eifer; man konnte sagen, je weniger man sich mit ihr beschäftigte, desto mehr suchte sie sich die Freundschaft ihrer Beschützerin zu verdienen.

Die Besuche von Emil Delaberge wurden häufiger, es verging kein Tag mehr, an dem er nicht einige Stunden in Stephaniens Nähe zugebracht hätte, und die gute Madame Dolbert empfing ihn immer mit gleicher Freundlichkeit. Indes die Großmutter hatte Erfahrung, sie hatte die Liebe kennen gelernt und konnte nicht zweifeln, daß die schönen

Augen viel zu dem Vergnügen beizutragen, welches man darüber bezeugte, sie zu besuchen.

Woher kam die große Sicherheit von Madame Dolbert? Daher, weil sie dachte, da ihre Enkelin mit allen Reizen und Talenten geschmückt sei und zwanzigtausend Franken jährlicher Einkünfte habe, so müßte man sich, wenn man in dieselbe verliebt wäre, glücklich schätzen, ihr Gatte zu werden. Da ferner Emil Delaberge ein schöner Mann, reich und von guter Familie war, so sah sie kein Hinderniß, daß er nicht Stephaniens Mann werden sollte, und sie ließ ihn sich in ihre Enkelin verlieben, überzeugt, er würde, sobald er sich ihres Herzens versichert hätte, kommen und um ihre Hand anhalten.

So folgerte die gute Mama, und Emil hatte indessen Zeit gehabt, in dem Herzen ihrer Enkelin reißende Fortschritte zu machen. Dennoch hatte er noch nicht zu ihr gesagt: Ich liebe Sie! aber seine Augen suchten immer Stephaniens Augen, seine Hände begegneten oft den ihrigen, welche er dann sehr zärtlich drückte; das hieß schon sprechen, oder wenigstens seine Liebe pantomimisch erklären, und man weiß, daß die klugen jungen Mädchen die Pantomime sehr bald verstehen.

Emil wollte dabei nicht stehen bleiben, aber die kleine Zizine wich nicht aus Stephaniens Nähe, und die Gegenwart des Kindes genirte ihn gewaltig. Dies war bei Stephanie nicht der Fall: sie fand es so natürlich, zu lieben, daß sie gern ihre Liebe vor der ganzen Welt gestanden hätte. Es schien

ihr, als müßte ihr Emil etwas zu sagen haben, als dürfe er sich nicht darauf beschränken, ihr die Hand zu drücken und ihr liebevolle Blicke zuzuwenden; und da sie nicht begriff, warum er ein so strenges Stillschweigen beobachtete, war sie oft versucht, ihn zu fragen, was ihn am Sprechen verhindere, und wenn er im Begriff zu sein schien, ihr ein Geständniß zu machen, warum er sich mit Stolz zurückhielt und in Schweigen versank, sobald sich ihnen Jemand näherte.

Mehr als einmal hatte Emil, wenn er die kleine Zizine auf Stephanie zulaufen sah, eine Bewegung des Unwillens nicht überwinden können und vor sich hingemurmelt: „Wie ärgerlich! man kann niemals einen Augenblick mit Ihnen allein sein!“

Stephanie betrachtete dann Emil staunend und begriff nicht, warum die Gegenwart ihres kleinen Schüßlings ihrem Geliebten hinderlich sein könnte.

Eines Abends jedoch, als Delaberge zu Madame Dolbert kam, fand er die Großmutter bei einer Partie Whist beschäftigt. Stephanie war in dem hübschen Boudoir, welches an das Gesellschaftszimmer stieß, und die kleine Zizine übte sich allein auf dem Piano, auf welchem sie jetzt selten Unterricht empfing.

Emil benützte diesen Augenblick, er trat in das Boudoir, setzte sich rasch neben Stephanie und bemächtigte sich einer ihrer Hände, indem er mit leiser Stimme zu ihr sagte: „Endlich kann ich doch einen Augenblick mit Ihnen sprechen, ohne daß Sie

von Beobachtern umgeben sind, liebe Stephanie. O, ich habe Ihnen so Vieles zu sagen!"

Das junge Mädchen betrachtete Emil mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit und erwiderte: „Sie haben mir Vieles zu sagen . . . aber wer verhindert Sie denn zu sprechen?“

„Es gibt Geständnisse, welche das Geheimnißvolle erheischen, welche indiscrete Zeugen scheuen.“

Und der junge Mann dämpfte die Stimme, aus Furcht, im Nebenzimmer gehört zu werden, während Stephanie ihm antwortete: „Ich verstehe Sie nicht.“

„Schöne Stephanie! haben Sie, seitdem ich Sie das erstemal erblickte, noch nicht in meinem Herzen gelesen, haben Sie das Geheimniß meiner Seele noch nicht errathen? Nun gut, ich will Ihnen Alles sagen, was ich für Sie empfinde . . . Ich liebe Sie . . . ich bete Sie an . . . Doch, wenn Sie mich nicht wieder liebten, wäre ich der unglücklichste Mensch.“

Stephanie hatte ohne besondere Aufregung Emils Erklärung angehört; sie lächelte zufrieden, indem sie erwiderte: „Nun wohl, mein Herr, ich hatte Alles, was Sie mir eben sagten, errathen . . . ja, ich sah es wohl, daß Sie mich liebten, und ich war bloß darüber erstaunt, daß Sie mir es bis jetzt noch nicht gesagt haben.“

„Wie, Sie haben mich errathen?“ erwiderte Emil, die Stimme dämpfend, um das Mädchen zu bewegen, ein Gleiches zu thun; Stephanie aber fuhr mit ihrer gewöhnlichen Stimme fort: „Ja,

mein Herr . . . gewiß, ich habe Sie errathen . . .
denn ich liebe Sie auch, ich . . ."

„Ist es möglich! Sie lieben mich . . . o, ich
bin zu glücklich! . . .“

„Ja, mein Herr, ich liebe Sie.“

„Liebe Stephanie! . . . O, aber leiser . . . ich
bitte Sie darum . . . daß Niemand dieses süße Ge-
ständniß, das mein Glück ausmacht, hören kann.“

„Warum denn dies? Ist es denn etwas Un-
rechtes, die Liebe eines Mannes zu erwidern? . . .
O, ich bin es vollkommen überzeugt, daß meine
gute Großmutter nichts Schlimmes darin finden
wird . . . Und nun, da Sie mir gesagt haben, daß
Sie mich lieben, und da ich gewiß bin, mich nicht
getäuscht zu haben, so will ich ihr sagen, daß auch
ich Sie liebe, daß ich es Ihnen gestanden habe,
daß . . .“

„O nein, nein, liebe Stephanie! . . . noch nicht,
ich bitte Sie . . . Die Liebe gefällt sich im Ver-
schweigen . . . Wozu ist es nöthig, unsere süßesten
Gedanken Andern anzuvertrauen . . . Bewahren wir
unser Glück für uns.“

„Ich verstehe Sie nicht . . . ich sage meiner
Großmutter Alles . . . Warum wollen Sie, daß
ich ihr unsere Liebe verschweige, da ich gewiß bin,
daß sie darüber nicht böse sein wird?“

„Vielleicht täuschen Sie sich . . . sie könnte böse
darüber sein . . . mir verbieten, sie so oft zu be-
suchen . . .“

„O, ich wiederhole Ihnen, nein, sie thut Alles,

was ich will . . . darum wird sie es auch nicht für unrecht finden, daß ich Sie liebe . . .“

„Das macht nichts . . . Ich bitte Sie darum, liebe Stephanie, sagen Sie noch nichts; Gründe, die ich Ihnen noch nicht mittheilen kann, nöthigen mich, Ihnen über unsere Liebe Stillschweigen aufzuerlegen . . .“

„Wohlan! da Sie es wollen, werde ich schweigen; es ist jedoch Schade; ich hätte mich so sehr gefreut, dies Alles meiner guten Mama zu erzählen! . . .“

„Aber das Geheimniß wird uns nicht hinderlich sein, uns zu verstehen . . . Mittel zu finden, uns einander zu nähern . . . O, wenn Sie wüßten, wie viel es zum Glück zweier Liebenden beiträgt . . . wenn Sie . . .“

Emil konnte nicht weiter sprechen, die Stimme von Madame Dolbert ließ sich vernehmen; sie rief ihre Enkelin; diese sprang sogleich auf und lief zu ihr hin, und Delaberge war gezwungen, ihr zu folgen; aber während des ganzen übrigen Abends wechselte er mit Stephanie die zärtlichsten Blicke und jene halben Worte, welche für Liebende so vielbedeutend sind. Emil konnte an seinem Triumph nicht zweifeln, er besaß das Herz von Stephanie, er herrschte als Gebieter in dieser kindlichen und reinen Seele, der bisher die Liebe fremd geblieben war und die sich mit um so größerem Vergnügen derselben hingab, weil sie nichts Böses darin sah, sich diesem neuen Gefühle zu überlassen.

Mehremal während des Abends hatte Emil ver-

sucht, das Mädchen in das Boudoir zurückzuführen, aber er fand keine Gelegenheit; Stephanie schien die Zeichen, die er ihr gab, nicht zu verstehen, sie blieb im Salon; er mußte sich mit jenen kleinen Gunstbezeugungen begnügen, die für einen schwächernen Liebhaber schon sehr viel sind; Emil aber war kein solcher, und es war ihm schon zuwider, daß Stephanie ihm unverholen die Hand überließ und ihn freundlich betrachtete.

Am darauf folgenden Morgen dachte Emil De-
laberge, während er noch in seinem eben so weichen
als geschmackvollen Bette lag, vor welchem auf
einem Nachttische eine Pyramide von Broschüren
und Journalen aufgethürmt war, an den verflosse-
nen Abend und sagte zu sich selbst: „Diese junge
Stephanie ist anbetungswerth! . . . und sie hat mir
ihre Liebe mit einer Unschuld gestanden, die täglich
seltener wird. Aber werde ich die Thorheit begehen,
sie zu heirathen? Sie hat, glaube ich, zwanzig-
tausend Livres jährlicher Einkünfte; ist dies genug
für mich, der ich fast hunderttausend habe? O nein,
die allgemeine Stimme würde dagegen sein. Uebri-
gens will ich mich nicht verheirathen, ich will die-
sem Leben voll Triumphen, voll Genüssen nicht
entsagen, welches mich zum glücklichsten, zum be-
neidetsten Sterblichen macht. Nein, ich werde ge-
wiß kein solcher Thor sein, meine Freiheit zu ver-
lieren. Ich liebe Stephanie, aber mit dieser Liebe
wird es wie mit den andern sein, sie wird mit dem
Besitze des geliebten Gegenstandes erlöschen! Und

Stephanie wird mein sein; ich habe von ihr keinen großen Widerstand zu fürchten . . . sie betet mich an . . . es kommt nur noch darauf an, eine Gelegenheit herbeizuführen. Das kleine Mädchen, welches sie aufgenommen hat und das sich immer in ihrer Nähe befindet, ist mir sehr im Wege; aber ich werde schon alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen wissen. O! entzückende Stephanie! Kein Anderer als ich, ich schwöre es, soll Deine ersten Küsse erhalten, Deine ersten Liebesseufzer hören und Du wirst eine meiner schönsten Eroberungen sein.

So sprach Delaberge bei sich, indem er sich behaglich in seinem Bette ausstreckte, und war mit seinen Anschlägen über die Enkelin der Madame Dolbert ganz beschäftigt, als sich ein Klingeln hören ließ und bald ein Diener die Thüre des Schlafzimmers halb öffnete und sagte: „Mein Herr, es Jemand da, der Sie durchaus zu sprechen verlangt. Es ist derselbe Herr, der schon dreimal hier war, ohne Sie zu treffen.“

„Ah! mein Gott! was will denn dieser Mensch von mir? Macht man schon so früh Besuche? Wie spät ist es denn, Düpré?“

„Halb zwölf Uhr, mein Herr.“

„Ja, aber ich bin erst spät zu Bette gegangen, ich habe noch Schlaf; Du solltest sagen, ich wäre noch nicht aufgestanden.“

„Ich habe es gesagt, aber der Herr fragte, ob Sie ihn gleich annehmen wollten, oder er würde warten, bis Sie aufgestanden wären.“

„Was Teufels kann denn dieser Mensch von mir wollen? Wenn ich Gläubiger hätte, so würde ich gleich errathen, was ihn zu mir führt; aber ich habe die Schulden niemals geliebt, das ist etwas so Gewöhnliches; ich habe es für viel origineller gefunden, keine zu machen . . . Der Name dieses Menschen?“

„Badevant.“

„Badevant! ein komischer Name; er ist mir ganz unbekannt. Doch gleichviel, laß den Badevant eintreten, damit ich diesen sonderbaren Menschen ansehe. Düpré, zieh' einen Fenstervorhang weg, damit ich diesen Herrn etwas besser betrachten kann.“

Der Diener vollzog die Befehle seines Herrn, und führte bald Badevant in das Schlafzimmer von Emil Delaberge.

Der kleine Mann trat ein und grüßte mit einer freundlichen und zutraulichen Miene, welche keinen Gläubiger verrieth; er näherte sich dem Bette und sagte lächelnd: „Ich bin entzückt, endlich so glücklich zu sein, Herrn Emil Delaberge zu begrüßen; es ist schon lange, daß ich mich nach der Ehre sehne, unsere Bekanntschaft zu machen.“

Emil betrachtete den Mann, der Lust zu haben schien, seine Hand zu ergreifen, und sich in seine Decke wickelnd, erwiderte er in sehr kurz angebundenem Tone: „Was wollen Sie, mein Herr? Ich kenne Sie nicht. Was haben Sie mir zu sagen? Machen Sie schnell, ich bitte Sie, denn ich habe noch Lust zu schlafen.“

Badevant machte einen Schritt vorwärts, stellte sich auf die Fußspitzen, biß sich in die Lippen, runzelte die Stirn und sprach: „Mein Herr, der Gegenstand, der mich herführt, ist sehr wichtig. Er wird, wie ich hoffe, Ihnen die Schlafsucht vertreiben.“

„Dann, mein Herr, beeilen Sie sich, denn bis jetzt hat er auf mich diese Wirkung nicht hervorgebracht.“

Da Badevant sah, daß man ihm keinen Stuhl anbot, rückte er sich selbst einen heran und setzte sich darauf, bald aber schob er ihn, wie aus Ueberlegung, wieder zurück und nahm sich einen Lehnstuhl, in welchen er sich hineinwarf, indem er sagte: „Ich setze mich unaufgefordert; Sie haben es bequem, mein Herr, erlauben Sie, daß ich es mir auch so mache.“

„Das ist eine kuriose Erscheinung!“ sagte Emil, indem er den kleinen Mann alle diese Vorbereitungen treffen sah.

Nachdem er seinen Hut vorsichtig neben sich auf einen Tisch gelegt hatte, nahm Badevant wieder das Wort: „Mein Herr, ein sehr wichtiger und zugleich sehr heiliger Beweggrund führt mich zu Ihnen: und wenn ich sage, wichtig und heilig, so übertreibe ich nicht; denn gibt es in der Welt etwas Interessanteres, das mehr unsere Rücksichten verdient, als dieses schwache Geschlecht, mit dessen . . .“

„Ah! mein Herr!“ rief Emil aus, indem er sich auf seinem Kopfkissen umdrehte, „soll dies ein Scherz sein, eine Wette . . . wollen Sie eine Scene aus

einer Komödie mit mir spielen? . . . Noch einmal, wer sind Sie?"

„Nun gut! mein Herr, ich komme zum Ziele: Sie sehen in mir den Cousin und intimen Freund der Damen Devaux.“

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, warf sich Badevant in die Brust und betrachtete den jungen Mann, auf welchen, wie er glaubte, diese Worte eine gewaltige Wirkung hervorbringen würden. Aber Emil begnügte sich den Kopf ein wenig zu erheben, indem er murmelte: „Die Damen Devaux? Was ist es mit diesen?“

„Was mit meinen Cousinen Devaux ist? Nun, mein Herr, diese Frage erscheint mir sehr sonderbar. Sie erinnern sich nicht an meine liebenswürdigen Cousinen Laura und Ophelia, die vorzüglichen Virtuofinnen, von denen die Eine singt, während die Andere mit den Castagnetten spielt?“

„Ah! warten Sie doch . . . ja, ja . . . ich erinnere mich jetzt . . . zwei sehr originelle junge Frauenzimmer, die Mutter ist eine dicke Frau, die immer einen Turban trägt.“

„Eine dicke Frau,“ murmelte Badevant mit beleidigter Miene, „es ist meine Cousine, mein Herr, ich bitte Sie, das nicht zu vergessen.“

„Nun gut! mein Herr, zur Sache . . . weshalb sind Sie hergelommen? und was geht es mich an, daß Sie der Cousin der Damen Devaux sind?“

„Sie sollen es erfahren, mein Herr, da Sie es nicht errathen wollen. Es scheint mir indeß, daß

nach den Verhältnissen, die zwischen Ihnen und meinen Cousinen stattgefunden haben, Ihr Herz Ihnen sagen sollte, was mich herführt."

"Die Verhältnisse meines Herzens . . . Was Teufels soll Alles dies bedeuten?"

"Das soll bedeuten, mein Herr, daß Sie zu Madame Devaux gekommen sind, und daß Sie dort Ihren Töchtern offenkundig den Hof gemacht haben. Zuerst Ophelia, dann Laura . . . daß die Mutter Ihre Zudringlichkeiten ruhig mit angesehen hat, vollkommen überzeugt, daß Sie nur anständige Absichten haben könnten . . . daß die jungen Mädchen zu gefühlvoll . . . durch Sie ihre Ruhe verloren haben . . . und daß endlich meine Cousine Devaux, nicht zweifelnd, daß Sie wenigstens um die Hand einer ihrer Töchter anhalten würden, mir geschrieben hat und mich aus Chateau-Thierry hat herkommen lassen, damit ich von Laura's oder Ophelia's Hochzeit Zeuge sein sollte; gleichviel welche, man willigt ein, Ihnen dieselbige zu geben, die Sie wählen sollten; nach diesem, mein Herr, hat man doch Ursache sich zu wundern, Sie nicht mehr bei meinen Cousinen zu sehen, und um den Grund hiervon zu erfahren, und Sie zu fragen, wann Sie ein Ende zu machen gedenken, bin ich hierher gekommen."

Badevant wartete auf die Entscheidung über das, was er eben gesagt hatte; aber Emil war nicht im Stande, ihm zu antworten; seitdem er den Zweck des Besuches des kleinen Mannes erfahren hatte, wälzte er sich, laut auflachend, im Bette hin und

her. Ungeduldig über die Ausbrüche von Lustigkeit, die kein Ende nehmen wollten, schrie Badevant: „Es scheint mir, mein Herr, daß meine Worte Ihnen Vergnügen machen; ich bin sehr erfreut darüber, aber wenn Sie mir antworten wollten . . .“

„Ha! ha! das ist zu drollig! . . . das ist zu drollig!“

„Was ist denn hier drollig, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr?“

„Ha! ha! ha! das ist herrlich! Man sollte die Familie Devaux unter einen Glas = Cylinder stellen.“

„Wie! mein Herr . . . Sie wollen nicht mehr . . .“

„Ach! mein lieber Herr, habe ich denn jemals wollen können . . . Weil ich manchmal zu den sogenannten Concerten dieser Damen gegangen bin . . . und gelacht habe, wozu es übrigens dort an Gelegenheit nie fehlte, und weil ich Ihren Cousinen gesagt habe, was mir gerade in den Kopf kam! sollte man glauben . . . Ach! dazu muß man Madame Devaux sein. Sagen Sie ihr doch, ich sei zu ihr gekommen, wie man zuweilen zur Parade nach den Boulevards geht, um sich einen Spaß zu machen, sich einen Augenblick zu zerstreuen, und das war Alles.“

Badevant sprang mit einer wüthenden Miene auf und schrie: „Sie sind zu meinen Cousinen gegangen wie zur Parade! O! mein Herr, das ist doch zu stark. Aber das wird Ihnen nicht so hingehen. Wir sind da, mein Herr; Sie haben ohne Zweifel geglaubt, nur mit Frauen zu thun zu ha-

ben, da haben Sie sich gewaltig getäuscht. Die Damen Devaux haben achtzehn Cousin, von denen ich der Jüngste bin, und wir werden es nicht zugeben . . ."

Emil lachte noch stärker, da er die drohende Miene sah, welche der kleine Mann annahm. Dieser näherte sich dem Bette, legte seine Hand auf die Pfofte und versuchte es, seiner Stimme einen gewaltigen Klang zu geben, indem er rief: „Sie müssen eine von meinen Cousinen heirathen, mein Herr; Sie müssen es, oder Sie werden Ihr Leben großen Gefahren aussetzen . . . Sie verstehen mich.“

„Ja, mein theurer Freund, ich verstehe Sie sehr gut; ich werde mich mit den achtzehn Cousins schlagen müssen, mit all den Devaux im In- und Auslande, nicht wahr? Wohl! Um diese Angelegenheit kurz zu machen, so können wir Beide sogleich anfangen. Ich habe vortreffliche Klingen und Pistolen hier, Sie können wählen. Ich bitte Sie bloß um die Erlaubniß, mich im Hemde schlagen zu dürfen, das wird mir bequemer sein, wenn ich bleffirt werden sollte.“

Während der letzten Worte Emils war in Badevants Haltung eine große Veränderung vorgegangen; die drohende Miene war verschwunden, er nahm die Hand von der Bettpfofte weg, er ließ die Lippen hängen und sah sich in allen Winkeln des Zimmers um; endlich bemächtigte sich eine sichtbare Bewegung seines ganzen Wesens, und in dem Augenblicke, in welchem der junge Mann, zu dem er zu Besuche

gekommen war, sich anschickte, aus dem Bette zu springen, beeilte sich Badevant, indem er mit einer fast honigsüßen Stimme sprach: „Mein Herr, wofür halten Sie mich! Ich werde nicht zugeben, daß Sie sich im Hemde schlagen. Wenn man sich im Hemde schlägt, erhitzt man sich, und da könnten Sie sich einen Schnupfen, oder einen Blutsturz davon tragen.“

„Das darf Sie nicht in Unruhe versetzen, mein Herr, ich fürchte den Schnupfen nicht.“

Emil wollte noch immer sein Bett verlassen, aber Badevant warf die Decke über ihn, indem er ausrief: „Nein, mein Herr, bleiben Sie doch, ich bitte Sie darum. Wie! ich sollte mich mit Jemand schlagen, der fast nackt ist; wie können Sie das denken? Alle Vortheile wären auf meiner Seite.“

„Weil es mir so beliebt.“

„Und ich, mein Herr, will, daß in einem Duell die Vortheile auf beiden Seiten gleich seien.“

„So ziehen Sie sich aus, so weit wie ich bin, dann werden die Sachen gleich stehen.“

„Wie! ich soll mich bis aufs Hemd entkleiden! Pfui! mein Herr, unser Kampf wäre unanständig.“

„Nun denn, so lassen Sie mich ein Paar Beinkleider anziehen, es wird sich bald haben.“

Emil wollte immer aufstehen, Badevant verhinderte ihn aufs Neue daran, indem er rief: „Es ist unnütz! Wir können uns diesen Morgen nicht schlagen, wir haben keine Zeugen, und es müssen auf jeder Seite wenigstens zwei sein. Ich will nicht für einen Mörder gelten.“

Emil betrachtete den kleinen Mann scharf, dann zuckte er die Achseln und legte sich nieder, indem er sagte: „In der That, ich glaube, es ist unnütz, daß ich aufstehe. Gesehen Sie, mein Herr, daß Sie keine Lust haben, sich zu schlagen, daß Ihr Vorschlag nur Großsprecherei war, und das wird besser sein.“

Badevant erwiderte nichts, aber er zog das Schnupftuch aus seiner Tasche, brachte es an seine Augen, wischte sich diese dreimal hintereinander ab, und stieß dann einen tiefen Seufzer aus. Während dieser Zeit drehte sich Emil nach der Wand um, drückte sich in die Kopfstissen ein, und schien auf die sich im Zimmer befindliche Person gar nicht mehr zu achten.

Nachdem er eine sehr gerührte Miene angenommen, nachdem er mehremale die Augen zusammengezwickelt hatte, und sie anzufeuchten versuchte, stotterte Badevant mit weinerlicher Stimme: „Ach! mein Herr, wäre es nicht grausam, deshalb zu dem immer so unangenehmen Aeußersten zu greifen, und ist es nicht viel besser, viel vernünftiger, sich zu verständigen. Lassen Sie mich an Ihr Herz sprechen, es wird für meine Worte nicht taub sein; besonders da ich die Sache der Unschuld und der Schönheit vertheidige; denn Sie werden nicht läugnen, daß meine Cousinen schön sind. Es sind zwei Rosen, die nur auf Ihren Hauch warten, um sich zu öffnen.“

Badevant hielt einen Augenblick inne, doch da ihm Emil nicht antwortete, so schloß er daraus, daß er

ihn mit Aufmerksamkeit anhöre; und nachdem er sich nochmals die Augen getrocknet hatte, um glauben zu machen, er weine, fuhr er fort: „Meine jungen Cousinen lieben Sie, ich suche es Ihnen nicht zu verbergen. Laura springt für Sie mit Ihren Castagnetten, sie vervollkommnet sich in den spanischen Tänzen, weil Sie diese zu lieben scheinen. Heirathen Sie sie, und jeden Morgen, wäh- Sie Ihre Chokolade trinken, wird sie Ihnen die Cachucha vortanzen. Ophelia betet Sie an. Schon ausgezeichnete Virtuofin, vervollkommnet sie sich mit allem Eifer im Gesange, da sie weiß, daß Sie ein großer Liebhaber davon sind; sie hat auf Ihren Namen einen herrlichen Orgelton gemacht, einmal Ihre Frau, wird sie nur in Rouladen zu Ihnen sprechen. Ich weiß sehr gut, daß Sie nur Eine von ihnen heirathen können; aber wählen Sie, und die Andere wird sich trösten, indem sie Ihnen den so süßen Namen eines Bruders beilegen wird.“

Badevant hielt inne; er war überzeugt, daß seine Rede einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann machen mußte; aber dieser beharrte in seinem Stillschweigen.

„Sie antworten mir nicht,“ sagte Badevant, „ich errathe die Ursache; Sie fühlen Ihr Unrecht und wollen es nicht eingestehen; beruhigen Sie sich. Im Namen meiner Cousinen wage ich es, Sie zu versichern, daß Alles vergeben ist. Es wird von dem Vergangenen keine Rede sein; Sie sollen keinen Vorwurf hören; sagen Sie mir nur, welche von

den beiden Schwestern Sie wählen, und ich kehre zurück, um der Familie Devaux das Glück wieder zu bringen.“

Badevant näherte sich dem Bette: keine Antwort; er neigte sich ein wenig gegen Emil, indem er sagte: „Ihren Namen . . . diejenige, welche Sie wählen: Laura oder Ophelia . . . lassen Sie hören . . . He!“

Da der kleine Mann etwas zu hören glaubte, beugte er seinen Kopf noch mehr vor; aber er bemerkte bald, daß das, was er für eine Antwort gehalten, nur ein dumpfer und banger Athemzug war, welcher klar machte, daß der, an welchen er seine Worte gerichtet hatte, in einen tiefen Schlummer versunken war.

„Er schläft!“ sagte Badevant zu sich; „er ist eingeschlafen, während ich zu ihm sprach . . . das ist sehr unartig . . . das ist sogar unanständig . . . denn ich sprach so ergreifende Dinge zu ihm, daß es ihn hätte rühren müssen . . . Was ist zu machen? Soll ich mich also ohne eine Antwort hinwegbegeben? Ich weiß wohl, daß er mir gleich anfangs gesagt hat, er wolle keine von meinen Cousinen; aber ich hatte mich schlecht dabei benommen, ich hatte ihn in Zorn gebracht, während ich einen glücklichen Erfolg erreichen mußte, wenn ich ihm ans Herz sprach . . . Und wer weiß, ob dieser Schlummer nicht gemacht ist . . . ob er nicht bloß die Augen schließt, um mir seine Thränen zu verbergen.“

In dieser Voraussetzung beugte sich Badevant noch mehr über Emil hin, dann faßte er ihn sanft

am Arm, indem er murmelte: „Ist es Laura? ist es Ophelia? . . . Erklären Sie sich, theurer Cousin!“

Da er sich gestoßen fühlte, erwachte Emil sogleich: er gähnte, öffnete die Augen, drehte sich herum und bemerkte Badevant, dessen Gesicht fast auf dem seinen lag; bei dem Anblicke dieser Gestalt belebte ein Ausdruck von Zorn die Augen des jungen Mannes, und er rief: „Noch immer dieser vermaledeite Mensch! Er hat wohl geschworen, mich nicht schlafen zu lassen . . . Ah, das ist zu stark! Düpré! Düpré! Germain! . . .“

Emil hatte sich aufgesetzt und zog mit Heftigkeit an einer Klingelschnur, welche am Kopfe seines Bettes war. Der Kammerdiener erschien. Während dieser Zeit lief Badevant, seinen Hut suchend, im Zimmer hin und her.

„Düpré! wirf diesen Menschen augenblicklich zur Thüre hinaus!“ rief Emil, auf Badevant zeigend, der aus Furcht seinen Hut nicht fand; „und wenn er noch einmal das Unglück hat, sich bei mir zu zeigen, so befehle ich Dir, ihn die Treppe hinabzuwerfen.“

Der Diener näherte sich und schickte sich an, zu thun wie ihm sein Herr befohlen hatte; aber Badevant, der eben seinen Hut ergriffen hatte, drückte ihn in den Kopf und beeilte sich selbst, die Thür zu gewinnen, während er schrie: „Das ist abscheulich! das ist ein Schreck! So behandelt man keinen Ehrenmann! . . . Aber Sie werden noch von

mir hören, mein Herr, ich werde meine Cousinen rächen . . . ich werde Sie lehren . . . ich . . ."

Die letzten Worte erreichten Emils Ohr nicht mehr; denn während er sprach, hielt es Badevant für klug, sich fortzumachen, aus Furcht, von dem Bedienten verfolgt zu werden; auf der Straße erst fand er seine volle Stimme wieder und überließ sich einem Zorne, der die Vorübergehenden lachen machte.

Emil indes, ärgerlich, geweckt worden zu sein, weil er von Stephanie geträumt hatte, legte sein Haupt aufs Neue auf seine Kissen; und schon nicht mehr an den eben empfangenen Besuch denkend, suchte er den Traum, um den man ihn gebracht hatte, wieder zu gewinnen. Das Bild des herrlichen Mädchens, dem er den Hof machte, wurde von Neuem von seinen Gedanken geliebkost, und er schloß die Augen, indem er sagte: „Das Kind genirt mich . . . das Kind muß ich von Stephanie entfernen.“

Drittes Kapitel.

Ein Festtag.

Es war einige Zeit vorübergegangen, seitdem Guerreville bei Grillon zu Mittag gespeist hatte, und seitdem hatte er nur seine Karte bei den Eltern seiner Pathe abgeben lassen, da er nicht mehr den

Muth fühlte, sich in einer Gesellschaft einzufinden, in der er eine heitere Miene annehmen mußte.

Guerreville hatte den von Badevant ausgesprochenen Namen der Damen Dolbert vergessen, der ihn einen Augenblick an die kleine Zizine erinnert hatte; er hatte nicht mehr an den Wasserträger Jerome gedacht und sich von Neuem seinen Nachforschungen hingeeben, die stets ohne Erfolg blieben und die er doch den folgenden Tag wieder anfing.

Der Winter ging zu Ende, der Frühling und die schönen Tage kamen wieder; aber gibt es schöne Tage für einen Mann, dessen Herz einem Kummer zur Beute geworden ist, den nichts zerstreuen kann? Guerreville bemerkte kaum den Wechsel der Jahreszeiten; jeden Abend, wenn er nach Hause kam, sagte er zu sich: „Nichts! . . . nie die mindeste Spur! . . . niemals . . . nie eine Nachricht! . . .“ Und er warf sich traurig auf einen Sessel, ohne zu sehen, ob der Himmel heiter wäre, ohne daran zu denken, die angenehmste Luft des Frühlings einzuathmen.

Eines Tages fühlte sich Guerreville, ohne sich einen Grund angeben zu können, noch niedergeschlagener, noch bekümmert als gewöhnlich; da er nicht den Muth hatte, auszugehen, und das Herz bedrückt und fast mit Thränen überschwemmt fühlte, war er zu Hause geblieben und saß an einem Tische; das Haupt in eine seiner Hände gestützt, fragte er sich selbst und suchte zu ergründen, woher

ihm diese Verdoppelung seines Unbehagens und seiner Traurigkeit kommen könnte.

Und doch war an diesem Tage der Himmel rein und die Sonne von keiner Wolke verhüllt.

In dieser Stimmung hatte Guerreville nur den einen Wunsch, daß Niemand kommen möchte, ihn in seiner Einsamkeit zu stören. Aber gegen die Mitte des Tages weckte ihn der Ton der Klingel, an der mit Gewalt gezogen wurde, aus seinen Betrachtungen.

Guerreville wollte sich anfangs verläugnen lassen, aber er hatte Jenneval seit mehren Tagen nicht gesehen, und da er glaubte, es wäre der Doktor, befahl er seinem Diener nicht, zu sagen, daß er nicht zu sprechen wäre.

Der Diener erschien bald darauf an der Zimmerthür seines Herrn.

„Wer hat geläutet?“ fragte Guerreville.

„Die junge Dame und der junge Herr, welche schon einmal den Herrn besucht haben: Ihre Pathe und Herr Julius.“

Ein Laut des Unwillens entschlüpfte Guerreville. Georg fuhr fort: „Sie haben mich gefragt, ob der Herr da wäre . . . und meiner Treu, ich habe ja gesagt . . . Ich wußte nicht, ob . . .“

„Ich bin doch nie ungestört, wenn ich mich meinen Gedanken hingeben will . . . immer Störung! Und warum kommen sie miteinander?“

„Ah, ich glaube, daß sie sich nur auf der Treppe getroffen haben, denn sie scheinen sich nicht zu

kennen . . . Aber, wenn der Herr den jungen Mann und das Frauenzimmer nicht annehmen wollen, so will ich ihnen sagen, daß sie fortgehen sollen."

"Dummkopf . . . nachdem Du ihnen gesagt hast, ich sei zu Hause . . . das wäre unartig . . . Laß sie eintreten."

"Beide, mein Herr?"

"Ja . . . so werde ich schneller erfahren, was sie von mir wollen. Geh, Georg."

Der Diener entfernte sich und Guerreville suchte sein Gesicht ein wenig aufzuheitern, um den Besuch der beiden jungen Leute zu empfangen."

Bald öffnete sich die Thüre von Neuem und Agathe trat zuerst herein; sie hielt einen schönen Blumentopf in der Hand, in welchem ein mit Knospen bedeckter Myrtenstocß war; das junge Mädchen schien stolz darauf, diesen Stocß zu tragen, dessen Last ihr doch ein wenig beschwerlich sein mußte; sie näherte sich Guerreville mit halb ernster halb lächelnder Miene, wie die Kinder, die sich bei einer Feierlichkeit ein würdevolles Ansehen zu geben suchen und gezwungen sind, sich in die Lippen zu beißen, um nicht zu lachen.

Nach dem jungen Mädchen trat Julius ein, der ebenfalls einen Blumentopf in seinen Armen hielt, welcher auch einen Myrtenstocß einschloß. Derselbe Gedanke, dieselbe Erinnerung hatten diejenigen, welche sie schickten, geleitet, und so hatten sie natürlich dieselbe Blume gewählt. Aber der junge Mann näherte sich mit einer ernstern, feierlichen

Miene und die Augen auf das Bouquet gerichtet, das er darreichen wollte.

Guerreville bezeigte anfangs nur ein leichtes Staunen, da er sah, daß ihm Agathe eine Myrte brachte; als aber seine Augen auf das Bouquet fielen, welches Julius hielt, überzog plötzlich eine Blässe sein Gesicht; seine Erinnerung erwachte... sein Gedächtniß rief ihm den Zeitpunkt zurück, in welchem er sich befand, und statt sich zu erheben, um den jungen Leuten entgegen zu gehen, fiel er auf den Stuhl zurück, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Indeß kamen Agathe und Julius an ihn heran; das Mädchen stellte sich zu seiner Linken, Julius nahm die andere Seite ein; Beide reichten ihm ihre Bouquets hin und sagten fast gleichzeitig: „Mein Pathe... wollen Sie mir erlauben?... — Mein Herr... ich nehme mir die Freiheit... — Ich komme, Ihnen zu Ihrem Feste Glück zu wünschen und diese Myrte, mit allen meinen Wünschen und denen der Mama für Ihr Glück, zu überbringen.“

„Mein Herr... nehmen Sie auch mein Bouquet gütigst an... Meine Mutter hat mir gesagt, welcher Festtag für Sie wäre und daß Sie mir erlauben würden, Ihnen dazu Glück zu wünschen.“

„Mein Festtag!... heute mein Festtag!...“ stotterte Guerreville mit unterbrochener Stimme, indem er ein wenig den Kopf erhob; seine Augen irrten im Zimmer umher, wo er Jemand zu suchen

schien; bald aber drückten sie nur eine stillschweigende Verzweiflung aus und sanken zur Erde, während sein Mund murmelte: „Sonst war es so . . . und nun? . . . nimmermehr . . . o mein Gott! nimmermehr! . . .“

„Ja, mein Pathe, heute ist Ihr Festtag, der heilige Isidorus,“ sprach Agathe, nachdem sie ihren Blumentopf niedergesetzt hatte, „und ich werde darauf bedacht sein, es niemals zu vergessen, Ihnen an demselben Glück zu wünschen . . . Es ist ein so großes Vergnügen, seinem Pathen einen Blumenstrauß zu überreichen . . . Wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen?“

Das junge Mädchen beugte sich nieder und neigte Guerreville ihre Rosenwangen hin, dieser aber rührte sich nicht; sie entschloß sich endlich, ihn auf die Stirne zu küssen, bald aber sprang sie zurück, indem sie ausrief: „Ach, das ist sonderbar . . . wie kalt mein Pathe ist!“

Julius, der seit einigen Augenblicken darauf wartete, daß ihn Guerreville eines Blickes würdigen würde, und aus seinem Munde ein freundliches Wort zu vernehmen hoffte, stürzte sich jetzt auf ihn und stieß einen Schreckensruf aus, als er wahrnahm, daß Guerreville das Bewußtsein verloren hatte: „Ach, mein Gott, Mademoiselle! . . . er befindet sich unwohl . . . er ist völlig ohnmächtig!“

„Ist es möglich . . . mein Pathe . . . mein armer Pathe! . . . Ach, was hat das zu bedeuten? . . . Was ist zu machen . . . was gibt man ihm? . . .“

Ach, warten Sie, ich will Jeannette rufen . . . sie ist mit mir gekommen . . . O, mein Gott, mein armer Pathe! . . ."

Und das junge Mädchen lief, ihre Kammerfrau zu holen, dann kam sie zu Guerreville zurück, rieb ihm die Stirne, kitzelte ihn in der Hand. Während dieser Zeit öffnete Julius das Fenster, suchte Flacons, flüchtige Salze; Georg und Jeannette liefen in allen Zimmern umher, brachten tausend Dinge herbei, rannten aneinander, stießen die Köpfe zusammen und waren trostlos, weil Guerreville immer in demselben Zustand blieb.

Die Ankunft des Doktor Jenneval weckte wieder die Hoffnung in den Herzen Aller; man lief ihm entgegen, man zeigte ihm den, mit dessen Wiederbelebung man sich fruchtlos bemühte.

Jenneval fing damit an, sich über die Ursache dieser Ohnmacht zu unterrichten, und Agathe drängte sich vor, zu erzählen: „Mein Herr, wir kamen zusammen her, dieser Herr und ich, um meinem Pathen zu seinem Namensfeste Glück zu wünschen. Ich weiß nicht, ob er heute schon krank war.“

„Nein,“ sagte Georg, „nur schien heute der Herr noch trauriger, niedergeschlagener zu sein, als gewöhnlich.“

„Wir kamen hieher, um ihm Jedes ein Bouquet zu überreichen . . . und es fand sich, daß wir ihm Beide eine Myrte brachten . . . Aber das hat ihn nicht krank machen können, denn die Myrten haben keinen Geruch, nicht wahr, mein Herr?“

„Aber er war wahrscheinlich auf Euern Besuch nicht vorbereitet?“ sagte Jenneval; „Was hat er bei Eurem Anblick gesagt?“

„Er wurde blaß,“ erwiderte Julius, „dann sah er sich nach allen Seiten im Zimmer um, ließ den Kopf auf die Brust sinken, während er einige Worte stammelte, die ich nicht habe hören können.“

„Genug,“ sagte der Doktor, „ich errathe, ich glaube es zu verstehen . . . Entfernen Sie sich einen Augenblick . . . gehen Sie in ein anderes Zimmer. Sie, Georg, nehmen diese Blumentöpfe weg, damit sie Ihr Herr nicht sehen kann, wenn er wieder die Augen aufschlägt.“

„Aber, mein Herr, da dies nicht Schuld ist! . . .“ rief Agathe.

„Belieben Sie mich handeln zu lassen, mein Fräulein. Georg, thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe.“

Man führte die Befehle des Doktors aus, und die beiden jungen Leute, ganz betroffen über das eben Vorgefallene, entfernten sich traurig von dem, zu dem sie gekommen waren, um ihm Glück zu wünschen.

Als er sich mit seinem Freunde allein befand, bemühte sich Jenneval, ihm mit allen Mitteln seiner Kunst beizustehen. Nach Verfluß von einigen Augenblicken sah er Guerreville wieder zu sich kommen; bald öffneten sich seine Augen wieder und schauten sich um, aber seine Brust war beklommen, er holte schwer Athem. Der Doktor ergriff seine

Hand und erwärmte sie in der seinen, indem er sagte: „Mein armer Freund . . . diese jungen Leute haben Ihnen, ohne sich dessen zu versehen, großes Leid zugefügt . . . O! ich habe Alles errathen . . . Da sie kamen, Ihnen zu Ihrem Feste Glück zu wünschen . . . und da Sie ohne Zweifel nicht daran dachten, haben sie Sie an einen Zeitpunkt Ihres Lebens erinnert, in welchem Sie glücklich waren . . . wo Sie diejenige . . . welche Sie suchen . . . in Ihrer Nähe hatten . . . die, welche Sie unaufhörlich betrauern . . . damals vielleicht . . . war sie es, welche Ihnen zuerst ein Bouquet darreichte.“

„Meine Tochter! . . . Meine Pauline! . . .“
 schrie Guerreville. O! ja . . . ja . . . Sie kam immer die erste . . . Sie brachte mir ein Bouquet . . . Und sie warf sich in meine Arme . . . indem sie sagte: Mein Vater! wie liebe ich es, Dich zu beglückwünschen!“

Während er diese Worte sprach, stützte Guerreville sein Haupt an Jennevals Brust, er hatte nicht mehr die Kraft zu sprechen; aber zwei Thränenströme brachen hervor und beneßten sein Gesicht. Der Doktor drückte ihn in seine Arme, indem er sprach: „Weinen Sie . . . weinen Sie an der Brust Ihres Freundes . . . Ich selbst habe diese Thränen hervorgerufen, an denen Sie zu ersticken drohten . . . Lassen Sie Ihren Schmerzen freien Lauf! . . . Es gibt keinen, der mehr Achtung verdiente, als der eines von seinen Kindern verlassenen Vaters! . . .“

„O, mein lieber Jenneval! . . . Ich bin sehr

unglücklich! . . . Aber es scheint mir in der That, daß diese Thränen mich erleichtern . . . Ja! es ist meine Tochter . . . meine Tochter, die ich anbetete . . . welche mir heute diese Schmerzen verursacht . . . Sie wissen Alles, mein Freund, ich will kein Geheimniß mehr vor Ihnen haben . . . Sie sind meines Vertrauens würdig . . . Verzeihen Sie mir, daß ich so lange gezögert habe, Ihnen dieses Geständniß zu thun . . . Ach! es geschah nicht, weil ich an Ihrer Freundschaft zweifelte, aber ich wollte immer verbergen . . . die Schuld meiner Tochter."

„Wohlan, mein Freund . . . ermannen Sie sich, Sie befinden sich jetzt wieder besser . . . Ah! Wie sehr wünsche ich mir Glück, in diesem Augenblick hieher gekommen zu sein!“

„Guter Doktor! . . . Ja . . . ich erhole mich . . . Es hatte sich heute, ohne daß ich den Grund davon wußte, eine doppelte Traurigkeit meiner bemächtigt . . . War es vielleicht eine unbestimmte Erinnerung an eine einst so glückliche Zeit? . . . Ich weiß es nicht . . . Aber die armen jungen Leute dauern mich, welche hergekommen sind, mir Glück zu wünschen, und die ich auf eine so traurige Weise empfangen habe . . . Ich sehe sie nicht mehr.“

„Sie sind da . . . In dem Seitenzimmer . . . Wo sie ohne Zweifel ungeduldig darauf warten, daß ich ihnen erlaube, zu Ihnen zurückzukehren.“

„Arme Kinder! . . . Es ist doch sonderbar! . . . Ihr Anblick hat mich noch unglücklicher gemacht . . . Und dennoch . . . Ach! Doktor, wenn Sie wüßten . . .“

„Sie werden mir Alles sagen . . . Und ich glaube, daß ich wenig Neues dabei erfahren werde; denn durch Uebung daran gewöhnt, die Gefühle meiner Kranken zu studiren, weiß ich fast immer schon vorher, was man mir anvertrauen will. Fühlen Sie sich stark genug, die jungen Leute wieder zu sehen, oder wollen Sie, daß man sie fortschicke?“

„Sie mögen kommen, Doktor, ich will ihnen selbst für Ihre Gratulation . . . und ihr Bouquet danken.“

Jenneval ging nach der Thüre des Salons und öffnete sie, wo Agathe und Julius in verschiedenen Winkeln saßen und ängstlich darauf warteten, daß man ihnen über den Zustand Guerreville's Nachricht geben sollte; auf ein Zeichen des Doktors sprangen sie auf und liefen herbei.

„Ach! mein Pathe! . . . Wie sehr hat es mich geschmerzt, Sie ohne Bewußtsein zu sehen!“ rief Agathe, indem sie Guerreville's Hand ergriff, während Julius mit bewegter Stimme zu ihm sprach: „Befinden Sie sich besser, mein Herr? wie fühlen Sie sich? . . . Ach! ich war sehr in Unruhe . . . ganz trostlos! . . .“

„Ich danke . . . Julius . . . danke, meine gute Agathe,“ erwiderte Guerreville, ein Lächeln erzwingend. „Es war nichts . . . Ein Uebelbefinden . . . dessen Grund ich nicht kenne . . . Es ist gänzlich vorüber.“

„Nicht wahr, mein Pathe, unsere Myrten sind an Ihrem Unwohlsein nicht Schuld gewesen . . .“

Obgleich der Herr Doktor unsere Blumentöpfe von hier hat entfernen lassen wollen? . . .“

„Nein! nein, es war nicht von Euere Blumen.“

„Mein Stock ist sehr hübsch, es ist der mit den vielen Knospen . . . Wollen Sie, mein Pathe, daß ich gehe, ihn zu suchen?“

„Nein, meine liebe Pathe, laß ihn, wo man ihn hingestellt hat . . . Ich bin durch Euere Aufmerksamkeit, durch Euere Erinnerung sehr erfreut . . .“

„O! mein Pathe, ich wußte nicht, daß heute Ihr Festtag wäre; Mama hat mich gestern davon unterrichtet, indem sie zu mir sagte: Obgleich Dein Pathe Dich nicht mehr besucht, und sich gar nicht mehr um Dich zu bekümmern scheint, so ist doch morgen sein Festtag, und Du darfst nicht erman- geln, hinzugehen, um ihm Glück zu wünschen; Mama hat mir auch die Myrten zurecht gemacht, und mehre kleine Bergisweinnicht herumgepflanzt . . . Sie werden sehen . . . sie sagte, das sei alle- gorisch! . . .“

Jenneval wandte lächelnd den Kopf ab, und Guerreville sagte: um nur recht bald dem Geschwäß seiner Pathe ein Ende zu machen:

„Meine liebe Agathe, Sie werden Ihrer Frau Mutter meinen innigsten Dank bringen . . . Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie nicht habe besuchen können . . . Herr Julius, haben auch Sie die Güte, meine Empfehlung an Madame Galet zu übernehmen . . . Meine Geschäfte . . . meine Gesundheit gestatten mir nicht immer, über meine

Zeit zu verfügen . . . Bis ich Sie wieder besuchen werde, werden Sie hoffentlich vorläufig auch mein Bouquet annehmen . . . Denn ich bin sehr zerstreut, ich, ich könnte Ihren Namenstag vergessen, und deshalb will ich es Ihnen schon heute überreichen."

Julius schwieg und schlug die Augen nieder; ein Etwas sagte ihm, daß wiederum eine Rolle mit Goldstücken ihm würde in die Hand gedrückt werden, und seitdem er die letzte, von der Guerreville behauptet hatte, sie schuldig zu sein, seiner Mutter übergeben hatte, sprach er nie einen Wunsch aus, ohne daß diese ihn nicht sogleich erfüllt hätte; so konnte der junge Mann seine Neigung für das Theater befriedigen, ohne genöthigt zu sein, von seinem Vater Geld zu verlangen, und auf diese Art herrschte Frieden im Laden der Parfümeriehändlerin.

Agathe aber, die nicht gewohnt war, lange zu schweigen, ohne dazu gezwungen zu sein, beeilte sich, Guerreville, der an seinen Sekretär gegangen war, zu erwidern: „O! mein Pathe, ich werde Alles annehmen, was Sie mir gerne geben wollen, und es ist mir weit lieber, daß dies bald, als an meinem Namenstage geschehe, denn es ist wahr, Sie könnten denselben vergessen . . . Sie haben so viele Dinge im Kopfe! . . . Uebrigens hat mir Mama gesagt, ich dürfe niemals etwas von Ihnen zurückweisen . . . Und ich möchte ihr nicht ungehorsam sein!“

„Nehmen Sie denn, meine liebe Pathe,“ sagte

Guerreville, indem er Agathe ein kleines Portefeuille gab, „hier ist mein Bouquet... Gehen Sie, und seien Sie glücklich... das ist mein aufrichtiger Wunsch...“

Das junge Mädchen nahm die Briefftasche, in welche sie schon hätte hineinschauen mögen, und machte eine tiefe Verbeugung, indem sie sagte: „Ich danke, mein Pathe.“

Guerreville hatte sich indeß Julius genähert, dem er eine geschmackvolle Briefftasche, mit goldenem Schlosse überreichte, indem er sprach: „Hier ist mein Bouquet... Ich hoffe, Sie werden sich daran erinnern, daß ich ein alter Freund Ihrer... Familie bin, und daß Sie mein Geschenk deshalb nicht verschmähen werden.“

Julius nahm das Andenken, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß in den Tafeln noch ein anderes Geschenk eingeschlossen sei, und stotterte einige Worte des Dankes, während Guerreville ihm die Hand drückte; Julius hätte gern dem Mann, der trotz seiner kalten Miene sich so großmüthig gegen ihn erwies, umarmt, aber ob wohl er große Lust dazu verspürte, so hatte er doch nicht den Muth, ihn um diese Gunst zu bitten; und nachdem er einen tiefen Seufzer ausgestoßen, grüßte er Guerreville und nahm Abschied von ihm.

Fräulein Agathe beeilte sich, ein Gleiches zu thun, denn sie wollte gern schon draußen sein, um ihre Briefftasche untersuchen zu können, sie lief auf ihren Pathen zu, umarmte ihn, machte mehre Anixe

vor dem Doktor, und sprang mit Jeannette fort, indem sie rief: „Auf Wiedersehen, mein Pathe; gute Besserung, und besuchen Sie uns, wenn Sie Zeit haben.“

Raum war sie auf der Mitte der Treppe, blieb Agathe stehen, und that, als wäre ihr das Schuhband locker geworden, um Julius vorangehen zu lassen, der sie grüßte und sich entfernte. Mit ihrer Kammerfrau allein, zog sie die kleine Briestafche aus ihrem Beutel und sprach: „Gewiß hat mir mein Pathe diese schlechte Briestafche, die gar nichts besonderes hat, nicht leer gegeben . . . Ich wette, es steckt etwas darin, nicht wahr, Jeannette?“

„O! ja freilich, Mademoiselle, ist sie schwer? . . .“

„Nein, sie ist nicht schwer . . . Es klingt nicht . . . Wir wollen sehen . . .“

Die Briestafche ist offen, Agathe untersucht sie, durchläuft sie mit solcher Hast, daß sie die Tasche noch gar nicht bemerkt hat, sie blättert, reißt sie hin und her und murmelt schon: „Das ist sonderbar! sie enthält nichts . . . das Andenken meines Pathen ist nicht sehr kostbar, dann werde ich es auch nicht sehr in Ehren halten.“

Aber Jeannette, die auch hineinsah, bemerkte die kleine Tasche und sagte zu dem jungen Mädchen: Mademoiselle, sehen Sie doch hieher, es scheint mir, Sie haben dieses Seitentäschchen noch nicht bemerkt.

Agathe beeilte sich, diesen Theil der Briestafche zu untersuchen, und stieß ein Freudengeschrei aus:

„Ah! Jeannette! Ein Bankbillet . . . Ein Bankbillet von tausend Franken! . . .“

„Ist es möglich, Mamsell! . . .“

„Ja, Jeannette . . . O! ich kenne die Bankzettel sehr gut. . . Papa hat mir bisweilen welche gezeigt, indem er sagte: Das sind Lumpen, mit denen man Paris kaufen könnte.“

„Ah! Mamsell, lassen Sie mich doch noch einmal sehen, wie das aussieht. . . tausend Franken! . . .“

„O! das schöne Geschenk! . . . Was das für ein lieber Pathe ist! o! ich bin sehr erfreut, ich habe Lust zurückzukehren, um ihn zu umarmen. . .“

„O! nein, Mamsell, er würde ja sehen, daß wir auf der Treppe stehen geblieben sind.“

„Du hast Recht, beeilen wir uns vielmehr, nach Hause zu kommen, daß ich den Meinigen das schöne Bankbillet von tausend Franken zeige! . . .“

Agathe entfernte sich mit ihrer Kammerfrau so schnell wie möglich und auf dem ganzen Wege behielt sie die Briestasche in der Hand, und so oft sie hundert Schritte gemacht hatte, öffnete sie dieselbe, um sich zu überzeugen, daß ihr Bankzettel noch darin wäre; als sie endlich zu ihrer Mutter nach Hause kam, war ihr erstes Wort, das sie sprach: „Mama, mein Pathe hat mir ein Geschenk mit einem Bankbillet von tausend Franken gemacht.“

Und Madame Grillon erwiderte lächelnd: „Ich glaube es wohl, man bekommt nicht alle Tage eine Pathe wie Dich!“

Julius war weniger ungeduldig als Agathe;

indefß beschäftigte ihn das Geschenk doch; als er zu Hause angekommen war, nahm er es aus seiner Tasche, drehte es nach allen Seiten um, und bewunderte es, aber er öffnete es nicht; er wollte es zuerst seiner Mutter zeigen, der er versprochen hatte, sogleich zurückzukommen, um ihr Bericht abzustatten, wie ihr Myrtenstoc aufgenommen worden wäre.

Marie war allein, sie erwartete mit Ungeduld die Zurückkunft ihres Sohnes. Sobald sie ihn erblickte, überschüttete sie ihn mit Fragen, dem Julius dadurch ein Ziel setzte, daß er ihr Alles, was vorgegangen war, erzählte.

Als sie vernahm, Guerreville habe das Bewußtsein verloren, wurde sie lebhaft bewegt. Thränen benetzten ihre Augenwimpern, sie blieb einen Augenblick im Nachdenken versunken, dann rief sie: „Ein junges Frauenzimmer, sagst Du, kam auch, Herrn Guerreville Glück zu wünschen?“

„Ja, meine Mutter, er ist ihr Pathe, denn sie nannte ihn unaufhörlich: mein Pathe . . .“

„Eine Pathe? . . . Ah! ja . . . ich erinnere mich, die Tochter von Madame Grillon! . . .“

Während sie diese Worte aussprach, zuckte ein bitteres Lächeln um die Lippen der Parfümeriehändlerin, welche hinzufügte: „Und ohne Zweifel hat diese junge Dame Herrn Guerreville auch eine Myrte überreicht? . . .“

„Ja, meine Mutter . . . Wir hatten Beide denselben Strauch . . . Herr Guerreville hat seiner Pathe ein kleines Portefeuille und mir diese Briestafche

gegeben, die sehr elegant ist . . . Sieh . . . hier ist sie, meine Mutter! . . . Ich habe sie noch nicht geöffnet.“

Marie nahm die Tasche, zog den Stift heraus, der sie verschloß, und bald fiel ein Bankbillet auf den Ladentisch.

„Tausend Franken!“ rief Julius, den Zettel prüfend, und ein freudiges Gefühl strahlte in seinen Blicken; doch fast in demselben Augenblicke sah er seine Mutter an und setzte hinzu: „Aber darf ich ein so beträchtliches Geschenk annehmen?“

„Ja, mein Sohn, erwiderte Marie, die Augen niederschlagend, ja . . . denn schlägst Du es aus, so wirst Du Herrn Guerreville beleidigen . . . und Du mußt Dir seine Freundschaft erhalten.“

Julius nahm hierauf das Bankbillet und legte es in die Briefftasche, die er nicht genug bewundern konnte. Nach Verfluß von einigen Augenblicken sagte seine Mutter mit bewegter Stimme zu ihm: „Und hat Dich Herr Guerreville auch umarmt?“

„Nein, meine Mutter . . . und ich . . . ich habe es nicht gewagt, ihn zu umarmen . . . Obgleich ich sehr große Lust dazu hatte . . .“

„Nicht eine Liebkosung!“ sagte Marie, und wendete sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. „Ach! eine solche hätte mehr Werth gehabt als Geld.“

Viertes Kapitel.

Eine Erzählung.

Raum hatten sich Agathe und Julius von Guerreville entfernt, als dieser seinem Diener rief, und ihm befahl, Niemanden mehr eintreten zu lassen, da er in seinem Gespräche mit dem Doktor nicht unterbrochen werden wollte.

Als Guerreville und Jenneval allein war, setzte er sich zu ihm und begann, ohne Einleitung, seine Erzählung: „Ich werde über das, was auf meinen Kummer keinen Bezug hat, rasch hinweggehen. Ich bin der Sohn eines hohen Beamten, und habe zwanzig tausend Franken Rente. Sehr frühe verwaist, hatte ich es meinem Namen zu verdanken, daß ich ohne Mühe eine einträgliche Anstellung bei einer Verwaltungsbehörde erhielt; da ich aber die Freiheit liebte und keinen Ehrgeiz besaß, kam ich nach einigen Jahren um meine Entlassung ein; übrigens machte mich mein etwas schroffer Charakter und meine Freimüthigkeit zu einem schlechten Hofmann, und wären mir auf dem Wege zur Größe immer hinderlich gewesen.

„So viel über meine Stellung in der Welt; jetzt will ich von meinen Gefühlen sprechen. In meiner Jugend hatte die Liebe für mich tausend Anziehungskräfte; mit einem glühenden Herzen, mit einer flammenden Seele geboren, überließ ich mich vielleicht zu schnell den Reizen eines ersten Eindrucks,

welchen mich bald ein anderer, wenn auch nicht vergessen, doch sehr vernachlässigen ließ. Kurz, ich hatte solche Leidenschaften, welche für den größten Theil der jungen Leute nur Launen sind; aber bei mir war es immer Liebe. Wenigstens glaubte ich es.

„Ich war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, als ich ein Fräulein Demontfort in einer Gesellschaft kennen lernte, ich wurde sterblich in sie verliebt und heirathete sie, fest überzeugt, meine Liebe werde ewig währen. Meine Frau war sanft, gut, liebenswürdig . . . und trotz dem, wurde ich ihr nach einiger Zeit untreu . . . Doktor, ich gestehe meine Schuld ein . . . denn ich habe die Gewohnheit, offen zu sein und habe mir nie Tugenden angemast, die ich nicht hatte.

„Ich besaß ein sehr reizendes Gut, in der Nähe von Orleans; meine Frau liebte den Aufenthalt auf dem Lande, sie wollte sich dort niederlassen; ich aber kam oft nach Paris, und bediente mich dann aller Freiheiten eines Unverheiratheten. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines jungen und liebenswürdigen Mädchens . . . Namens Marie . . . ich verliebte mich in sie . . . und hatte das Unglück, ihr zu gefallen . . . Ich wandte indeß keine List an, und verberg ihr auch nicht, daß ich nicht mehr frei wäre . . . Trotz dem gestand mir Marie, daß sie mich liebte . . . Ach! Doktor, die Vernunft ist sehr schwach in dem Alter, wo die Liebe so große Gewalt hat . . . Wir wurden schuldig . . . Bald fühlte Marie, daß sie ein Pfand unserer Liebe unter ihrem

Herzen trug . . . Glücklicherweise war ich reich, ich konnte das Schicksal des jungen Mädchens sicher stellen und sie aller Sorgen überheben; aber Marie war sehr schön! . . . In dem Augenblick, wo ich im Begriff stand, sie zu versorgen, bot ihr ein Mann seine Hand. Marie war unfähig, ihn betrügen zu wollen, sie verbarg ihm ihre Lage nicht, trotz dem beharrte dieser Mann in seinem Entschluß, sie zu heirathen. Marie fragte mich um Rath . . . sie hätte es vorgezogen, nur für mich zu leben, aber ich bewog sie, das Schicksal ihres Kindes zu sichern, und sie gehorchte mir . . .“

„Ich wollte wetten,“ sagte der Doktor, „daß dieser junge Julius das Kind dieser zärtlichen Marie ist.“

Guerreville antwortete Jenneval nur durch einen starken Druck der Hand, dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Um diese Zeit lernte ich in Gesellschaft auch eine junge und hübsche Frau kennen, die gegen ihren Willen verheirathet war! . . . An einen Mann, den sie niemals geliebt hatte . . . dies sagte sie mir wenigstens . . . Ich habe mich später überzeugt, daß sich alle Frauen damit entschuldigen, wenn sie sich eine Schwachheit vorzuwerfen haben. Ich tröstete diese Frau in ihrer Langeweile; ihr Mann war damals abwesend; seine Reise zog sich in die Länge, und die Lage dieser Dame brachte sie in große Verlegenheit . . . Sie verstehen, Doktor?“

„Vollkommen.“

„Endlich kam der Mann zurück, Alles glückte sich aus, denn die Ehemänner sind die besten Leute von der Welt.“

„Und Sie wurden der Pathe der kleinen Agathe: ist das nicht das Ende Ihrer Geschichte?“

„Ja, Doktor, so ist's... Das sind meine Fehler; doch ich wollte Ihnen Alles sagen, und Ihnen ein vollständiges Bekenntniß machen. Indes hatte mir meine Frau, ein Jahr nach unserer Verheirathung, eine Tochter geschenkt... Sie kam so schwächlich, so zart auf die Welt, daß man meiner Frau rieth, sie in der Franche-Comté aufziehen zu lassen, wo wir eine Tante hatten, die über unser Kind wachen sollte. Wir befolgten diesen Rath und besuchten unser Kind jedes Jahr. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Wonne ich es umarmte!... Jedesmal wollte ich sie mit fortnehmen, aber ich gab dem Rath des Doktors nach. Erst als sie ihr sechstes Jahr erreicht hatte, nahmen wir unsere Pauline mit uns. Damals... O! damals fing ich an, mich seltener zu entfernen; meine Absteher nach Paris kamen nicht mehr so häufig vor, ich befand mich so wohl in der Nähe meiner Tochter!... Sie an mein Herz zu drücken, war ein so reines, ein so neues Vergnügen für mich!... Ach! mein lieber Zenneval, ich lernte damals begreifen, daß es ein unwandelbares Gefühl gibt, welches uns eines Tages für den Verlust aller übrigen entschädigen können!... Es ist das Gefühl, das man für seine Kinder empfindet... Ich hatte für meine Frau die aufrichtige Freundschaft, meine Tochter aber machte sie mir noch

theuerer. Als Pauline heranwuchs, wurde sie so lebenswürdig, so zuvorkommend; meine Gedanken veränderten sich, ich wurde weiser, vernünftiger... das Glück, die Zukunft meiner Tochter zu sichern, nur darauf war ich bedacht. Wenn ich bisweilen noch nach Paris ging, so war ich kaum dort, als mir schon die Zeit zu lang wurde und ich mich nach meiner Tochter sehnte."

"In Paris lebten aber doch Julius und Agathe?"

"Allerdings, Doktor; doch möchten Sie glauben, daß mir der Anblick dieser beiden Kinder mehr lästig als angenehm war? Zuweilen, in Gegenwart ihrer Mütter mußte ich Sie umarmen; aber dann schien es mir, als ob ich Liebkosungen an sie verschwendete, die meiner Tochter gehörten; und weit entfernt, daß mein Herz dabei theilhaftig gewesen wäre, war dies immer widerwärtig für mich. Indeß, den Rechten der Natur zufolge, mußten Julius und Agathe eben so viele Ansprüche auf meine Liebe haben, als Pauline. Woher kam es denn, daß dies nicht der Fall war? Doktor, erklären Sie mir diese sonderbare Erscheinung, von der ich überzeugt bin, daß sie nicht mir allein eigenthümlich ist und daß viele Andere dieselbe Bemerkung gemacht haben wie ich. Wie kommt es, daß die Früchte der Liebe, der Intrigue, des Geheimnisses von uns nur mit Gleichgültigkeit angesehen werden, während wir diejenigen Kinder, welche uns Hymen gibt, lieben, obgleich die Liebe an ihrem Entstehen oft sehr wenig Antheil gehabt hat. Ist es deswegen, weil uns jene an einen Feh-

ler, an eine Schwachheit erinnern, die wir gern vergessen möchten?"

„Nein, mein lieber Guerreville; es kommt, wie ich glaube, daher, weil sich unser Herz nur denen öffnet, welche uns den süßen Namen Vater geben. Ja, mein Freund, dieser Name, welcher von uns zu gleicher Zeit Liebe und Schuß verlangt, erweckt in unserer Seele die zartesten Gefühle der Natur, und ich versichere Sie, unser Gedächtniß kann uns noch so sehr an eine ehemalige Liebchaft erinnern, eine liebenswürdige und schöne Frau kann uns mit einer noch so sehr bedeutungsvollen Miene ansehen und uns einen kleinen, hübschen Jungen vorstellen, niemals werden wir unsere väterlichen Gefühle für ein Kind erwachen sehen, das uns nicht seinen Vater nennen darf.“

Guerreville dachte einige Augenblicke über Genevals Worte nach, dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Meine Tochter war nahezu elf Jahre, als wir ihre Mutter verloren. Ich war über diesen Verlust doppelt betrübt, da er mich einer guten, einer aufrichtigen Freundin, welche immer gegen meine Fehler nachsichtig gewesen war, und meine Pauline einer Führerin, einer Stütze in allen ihren Verhältnissen beraubte. Damals that ich den Schwur, mich gänzlich meiner Familie zu widmen, und ich habe Wort gehalten. Ich hörte auf, nach der Hauptstadt zu gehen, wohin mich nichts mehr zog; ich blieb bei meinem geliebten Kinde, das meine ganze Zärtlichkeit besaß; ich heiligte meine Musestunden da-

zu, über ihre Erziehung zu wachen; ich gab ihr alle die Lehrer, welche sie zu wünschen schien; ich suchte auch alle Vergnügungen ihres Alters um sie zu vereinen; kurz, ich war darauf bedacht, ihr die Mutter zu ersetzen; und wenn bisweilen meine etwas rauhe Sprache, meine Tochter einzuschüchtern schien, so beeilte ich mich, durch eine Liebkosung die Freude auf ihre Stirn und das Lächeln auf ihre Lippen zurückzuführen.

„Meine Pauline hatte ihr sechzehntes Jahr erreicht. Schon sagte ich mir in meinen Gedanken: ich werde ihr einen Gatten wählen müssen, der diese sanfte, gefühlvolle und furchtsame Seele wohl zu verstehen vermag, der sich gleich mir ihrem Glücke weihet; denn ich würde dem nie verzeihen, der meiner Tochter eine Thräne erpreßte. Aber dieser Gedanke ging nur flüchtig in meinem Geiste vorüber. Pauline war noch so jung! Beseligt in ihrer Nähe, genoß ich meines Glückes, ihres Glückes, denn meine Tochter liebte mich zärtlich. O! ja, sie liebte ihren Vater, obgleich meine manchmal strenge Miene sie oft in meiner Nähe furchtsam und schüchtern machte. Unglückselige Schüchternheit! sie verhinderte meine Tochter, mir ihr ganzes Vertrauen zu schenken.“

Guerreville stützte einige Augenblicke seinen Kopf in die Hände; man sah, daß er an die schmerzvollste Stelle seiner Erzählung gekommen war; endlich sammelte er seinen Muth und fuhr fort: „Wir erhielten oft Gesellschaft. Einwohner von Orleans, Gutsbesitzer aus der Umgegend: ich wollte nicht, daß meine Tochter in der Einsamkeit leben

sollte. Pauline war allerliebft, Jedermann sagte es mir, und in meinen Augen wurde es meine Tochter jeden Tag noch mehr.

„Eines Tages machten wir bei einem reichen Gutsbesitzer aus unserer Nachbarschaft die Bekanntschaft eines jungen Mannes, Namens Daubray, der aus Paris kam und zu seiner Ausbildung reisen wollte. Noch sehr jung, denn dieser Daubray zählte kaum dreiundzwanzig Jahre, besaß er alle Eigenschaften, die zu seinen Gunsten sprachen: eine hübsche Figur, Manieren, gesellige Talente; es war schwer, sich nicht zu ihm hingezogen zu fühlen. Er wußte sich zu benehmen, besaß viel Bildung und war, wie man sagte, aus einer reichen Familie; Jedermann suchte seine Gesellschaft. Er kam auch zu mir. Ich empfing ihn mit Vergnügen; er zeichnete vortrefflich; er machte mit meiner Tochter Musik; ich konnte in diesem Umgang durchaus nichts Gefährliches ahnen; übrigens, wenn ich zufällig abwesend war, hatte eine Frau, auf die ich mein ganzes Vertrauen setzte, den Befehl von mir erhalten, meine Tochter nicht zu verlassen. So verflossen einige Monate. Plötzlich wurde Pauline nachdenklich, schwermüthig, und mehr als einmal hatte ich, über die Veränderung, welche ich in ihrem Wesen wahrnahm, beunruhigt, sie gefragt, ob sie irgend einen Kummer hätte; aber immer waren ein Lächeln und ein Kuß ihre Antwort, und ich drückte ihr dann die Hand, überzeugt, daß sie vor ihrem Vater kein Geheimniß haben könne.

„Eines Abends verließ sie mich trauriger und blässer als gewöhnlich; als sie mich umarmte, schien es mir, als ob sie zitterte. Ich ergriff ihre Hand, hielt sie dann in der meinigen und sagte zu ihr: Theures Kind, wenn Du irgend einen Kummer hast, so wäre es sehr Unrecht von Dir, ihn mir nicht anzuvertrauen; denn es ist mir kein Opfer zu groß, wenn ich dadurch Dein Glück begründen kann.

„Sie schlug die Augen nieder und floh, als wenn sie sich zu sprechen gescheut hätte. Allein geblieben, dachte ich darüber nach, woher die Unruhe meiner Tochter käme, und zum erstenmale schöpfte ich Verdacht, daß sie den jungen Mann, der uns fast täglich besuchte, lieben könnte. Aber wenn dies der Fall war, warum gestand sie mir ihre Liebe nicht? Und wenn dieser Daubray meine Tochter liebte, warum verlangte er nicht Ihre Hand von mir? So dachte ich und wartete mit Ungeduld auf den kommenden Morgen, um Pauline zu zwingen, mir ihr Herz zu öffnen. Aber der Morgen kam, und ich sah meine Tochter nicht wieder; sie war abgereist, sie hatte ihren Vater verlassen, sie war fort . . . für immer. O mein Gott! Warten Sie, mein Freund, lassen Sie mich erst zu Athem kommen, dann will ich fortfahren. Die Erinnerung an jenen schlimmen Tag ist mir immer schrecklich!

„Ich war gewohnt, jeden Tag sobald ich aufgestanden war, meine Tochter zu umarmen. Ich begab mich in ihr Zimmer, Pauline war nicht darin; ich ging hinunter, ich rief Madame Armand,

die Frau, welche fortwährend für meine Tochter lebte und die ich, ihres gesezten Alters wegen, meines Vertrauens für würdig gehalten hatte; ich fand sie nicht. Ich ging in den Garten, meine Nachsuchungen waren nutzlos. Ich fragte den Gärtner, während mein treuer Georg schon in der Umgegend umherlief, um die Frauenzimmer aufzusuchen. Der Gärtner hatte Niemand gesehen; er sagte mir aber, daß, als er am Morgen sich an seine Geschäfte begeben, er eine Gartenthür, die aufs Feld hinausging und die gewöhnlich von innen doppelt verschlossen war, nur hätte angelehnt gefunden.

„Dieser Umstand sezte mich in Erstaunen; durch diese Thüre, welche auf einen Weg führte, der an die Landstraße grenzte, ging sonst fast Niemand; durch welchen Zufall sollte meine Tochter und ihre Gouvernante gerade diesen Weg genommen haben? Unruhig, gepeinigt, kehrte ich in das Zimmer meiner Tochter zurück. Indem ich mit den Augen darin umherirrte, bemerkte ich auf einem Tische einen Brief; er war an mich adressirt und ich erkannte die Handschrift meiner Tochter. O! da ahnete ich ein schreckliches Unglück! Doch halt! hier ist jener unheilvolle Brief; lesen Sie, mein Freund.“

Jenneval nahm einen Brief, welchen Guerreville aus seiner Briefftasche zog, die er immer bei sich trug; die Schriftzüge schienen von einer zitternden Hand herzurühren und man sah noch die Spuren von Thränen, die beim Schreiben vergossen worden waren. Der Doktor las mit bewegter Stimme:

„Mein Vater, verzeihen Sie mir! O! verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen meine Liebe zu Daubray nicht gestanden habe; aber er hat mir gesagt, daß, um Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung zu erlangen, ich ihm durchaus folgen und Sie auf einige Zeit verlassen müßte . . . Sie verlassen . . . es scheint mir, daß dies sehr Unrecht ist, aber Madame Arnaud, die in unser Geheimniß gezogen ist, hatte ebenfalls die Ansicht, daß dies der einzige Weg sei, um Ihre Einwilligung zu erlangen. O mein Gott! ich verursache Ihnen großen Kummer; aber ich werde zurückkommen. O! ja, mein Vater, seien Sie gewiß, daß ich zurückkommen werde, und ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie Ihre Pauline nicht verstoßen werden.“

Guerreville, der diesen Brief nicht hatte anhören können, ohne abermals Thränen zu vergießen, nahm ihn wieder zu sich, legte ihn sorgfältig in seine Brieftasche und rief: „Indem ich dieses las, begriff ich die ganze Tiefe meines Unglücks. Ich war auf eine schändliche Weise von diesem Daubray und dieser Frau, der ich aufgetragen hatte, über meine Tochter zu wachen, mißbraucht, verrathen worden; aber dieser junge Mann hatte auch meine Pauline getäuscht, indem er ihr sagte, daß ich ihm ihre Hand verweigert hätte; niemals hatte er ein Wort mit mir über diesen Gegenstand gesprochen. Warum diese Lüge? Warum meine Tochter verleiten, sich entführen zu lassen? Wenn er sie wirklich aufrichtig liebte, warum hat er nicht ihre Hand von mir

begehrt? . . . Wäre er auch ohne Vermögen, ohne Ausichten gewesen, ich hätte doch den Bitten meiner Tochter niemals widerstehen können. Meine Vermuthungen waren gräßlich; denn es wurde mir klar, daß meine Pauline wie ich betrogen worden wäre. In den ersten Augenblicken meiner Verzweiflung wollte ich den Vorfall an die Behörden berichten und den Flüchtlingen nachsetzen lassen; aber bald erkannte ich die ganze Schande, die dieser Lärm meiner Tochter machen würde. Ich sollte ihren Fehler, vielleicht ihre Entehrung veröffentlichen! O! nein, ich entschloß mich im Gegentheil, alle meine Sorgfalt anzuwenden, um ihn zu verbergen, und ich sagte mir: wenn meine Tochter zu mir zurückkommt, soll sie nicht gezwungen sein, vor der Welt zu erröthen. Indesß begab ich mich zu dem Manne, bei dem ich Daubray zum erstenmale gesehen hatte, und indem ich meiner Aufregung Herr zu werden suchte, sagte ich, ich möchte, da ich von der Abreise dieses jungen Mannes gehört hätte, gern seine Adresse in Paris wissen, oder wenigstens, die eines Mitgliedes seiner Familie, um mich nach ihm zu erkundigen, wenn ich hinkäme. Da gestand man mir, daß man von ihm eben so wenig wüßte, als ich; Daubray war von einem jungen Manne, den man sehr genau kannte, eingeführt und vorgestellt worden; aber dieser war nach Rußland gegangen und gleich nach seiner Ankunft dort gestorben; so gab es kein Mittel, irgend eine bestimmte Nachricht über diesen Daubray und seine Familie zu erhalten, in

Betreff welcher er uns vielleicht betrogen hatte, denn es kommt ja sehr oft vor, daß man Unbekannte in Gesellschaften aufnimmt und sich mit Leuten in Verbindung setzt, über deren Umgang man erröthen würde, wenn man ihre Herkunft genau kannte. Ich kehrte nach Hause zurück und überlegte nun, wie ich's anzugreifen habe, um das Vergehen meiner Tochter vor der Welt zu verbergen. Ich erblickte nur einen Ausweg, der darin bestand, auf der Stelle mit meinem treuen Georg abzureisen, diesen Aufenthaltsort zu verlassen, wo ich während so langer Zeit in der Nähe meiner Pauline glücklich gelebt hatte, und das Gerücht auszusprenken, ich wäre mit meiner Tochter auf Reisen. Mein Gärtner erhielt meine Instruktion; dieser brave Mann war mir zugethan; er schwur mir, es sollte niemals Jemand erfahren, daß meine Tochter mich verlassen hätte, und ich sollte ihm nur immer meinen Aufenthaltsort anzeigen und ihm meine Adresse schicken, damit er mir die Briefe, welche für mich einlaufen, auf der Stelle nachschicken könnte. Dann reiste ich ab. Ich verließ mein Eigenthum. Ich kam bald nach Paris, denn dort hoffte ich meine Tochter wiederzufinden. Ueberall erkundigte ich mich, ob man Einen Namens Daubray kenne; ich erfuhr nichts. Diese Familie war unbekannt. Nach Verfluß von einigen Tagen schickte mir mein Gärtner einen Brief, er war von meiner Tochter; man hatte aber die Vorsicht gehabt, ihn einem Reisenden zu übergeben, und er hatte nur das Postzeichen von Orleans. Meine

Pauline bat mich von Neuem über ihren Fehler um Verzeihung; sie weine vor Kummer, schrieb sie mir, ihren Vater nicht mehr umarmen zu können; aber sie schmeichelte sich, bald mit ihrem Gatten kommen zu können, um mich um Verzeihung zu bitten. Dieser Brief gab mir ein wenig Hoffnung, und wie groß auch der Fehler meiner Tochter sein möchte, ich sehnte mich, sie in meine Arme zu schließen. Ich fühlte wohl, daß ich diesen Daubray nicht würde achten können, der, um mich zu zwingen, ihm die Hand meiner Pauline zu geben, kein anderes Mittel wußte, als sie zu entführen, sie aus dem väterlichen Hause fortzureißen; denn inmitten der Verirrungen meiner Jugend, hatte ich mir doch niemals solche Fehler vorzuwerfen. Und wenn ich auch einige Frauen, einige junge Mädchen verführt habe, so war wenigstens nie ein Vater oder eine Mutter in ihrer Nähe, die ich ihrer Stütze, des Trostes ihrer alten Tage beraubt hätte. Aber ich sagte zu mir: Um meiner Tochter willen, werde ich ihrem Geliebten vergeben, und vielleicht wird es dieser Mensch in meiner Gegenwart nicht wagen, sie unglücklich zu machen.

„Ich setzte meine Nachforschungen fort; ich begab mich incognito nach Orleans; doch ich war dort nicht glücklicher; ich kehrte nach Paris zurück; sechs Wochen waren verflossen. Ich erhielt noch Nachrichten von meiner Tochter, sie versprach mir immer zu mir zurückzukehren; aber ich glaubte in ihren Briefen schon einen Anstrich von größerer Traurig-

zeit zu bemerken; sie schrieb mir nicht Alles, was sie empfand, ich errieth sie aus den kleinsten Worten, die sie hingezeichnet hatte; ich kannte das Herz, die Seele meiner Tochter so gut, diese furchtsame und liebevolle Seele, die man auf eine so schändliche Weise mißbraucht hatte, um sie glauben zu machen, daß sie sich von ihrem Vater entfernen müßte.

„Ich war aufs Höchste beunruhigt; aber die Hoffnung hatte mich nicht verlassen. Jeden Morgen schmichelte ich mir, der Tag würde nicht enden, ohne meine Tochter in meine Arme zurückgeführt zu haben. Mein Gärtner hatte meine Befehle erhalten, er durfte mir meine Pauline auf der Stelle schicken, sie im Voraus versichern, daß ich bereit wäre, ihr zu vergeben. Mehr als zwei Monate vergingen; endlich erhielt ich wieder einen Brief von Pauline; sie klagte sich noch mehr an; sie warf sich ihr Vergehen bitterer vor; ich sah, daß ihre Thränen auf ihr Schreiben geflossen waren, und ich sagte mir: Meine Tochter ist unglücklich. Aber sie schloß mit dem Versprechen, zurückzukehren, sich zu meinen Füßen zu werfen, und sich nie wieder von mir zu entfernen. Ach! dieser Brief war der letzte! Ja, mein Freund, seit dieser Zeit habe ich keine Nachricht mehr von meiner Tochter, und bald sind es acht Jahre. Acht Jahre sind dahin geschwunden, seitdem ich zum letztenmal ihr Versprechen erhielt, in meine Arme zurückzukehren. Ach! urtheilen Sie über meinen Schmerz, meine Verzweiflung. Ich habe meine Nachforschungen aufs Neue ange-

fangen; mehre Jahre hindurch bin ich gereist: ich habe Italien, die Schweiz, England durchlaufen, immer zog ich Erkundigungen ein, fragte, ging mit meinen Nachforschungen bis ins Kleinste, verfolgte die Spuren der Leute, welche einige Zeichen von Aehnlichkeit mich für die halten ließen, die ich suche, und immer sah ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht; ermüdet von meinen Reisen, zog ich mich nach Chateau-Thierry zurück. Ich floh die Gesellschaft. Sie kennen nun die Ursache. Nicht allein mein Schmerz verhindert mich, den geringsten Reiz daran zu finden, sondern auch der Umstand, daß wenn ich auf Jemand treffe, der mich kennt, ich unaufhörlich lügen muß; denn ich will immer den Fehler meiner Tochter verbergen. Wenn man sich bei mir nach ihr erkundigt, sage ich, sie sei verheirathet, sie wohne weit von mir. Sie, Doktor, Sie sind der einzige, der ihren Fehler kennt; Sie werden ihn niemals verbreiten; o! niemals, hören Sie! Aber seit acht Jahren nichts mehr, nicht ein Wort über ihr Geschick. Sollte sie todt sein? Todt! O! nein, nein, sie ist nicht fern von ihrem Vater gestorben, ohne daß ich sie wieder gesehen, sie umarmt, ohne daß ich ihr die Versicherung von meiner vollkommensten Verzeihung für all den Kummer ertheilt habe, den sie mir verursacht hat. Todt! o, mein Gott! das wäre zu schrecklich! O! meine arme Tochter! Wenn dies wäre, so bitte ich den Himmel, daß er mich bald zu Dir rufe."

Als er diese Worte, die mit dem Tone der Ver-

zweiflung gesprochen wurden, beendet hatte, ließ Guereville den Kopf auf seine Brust sinken. Jeneval näherte sich ihm, faßte ihn in seine Arme und sprach zu ihm mit einem Tone, der aus dem Herzen kam: „Muth, mein Freund, verlieren Sie nicht alle Hoffnung! . . . Jetzt sind wir zu Zwei, um Ihre Tochter zu suchen und die Spuren ihres frechen Räubers zu entdecken, und der schönste Tag meines Lebens wird derjenige sein, an dem es mir gelingen wird, Ihre Thränen zu trocknen.“

Fünftes Kapitel.

Der Schutzengel.

Emil ließ keinen Tag mehr vorübergehen, ohne zu Madame Dolbert zu gehen; die Großmutter empfing ihn wie einen Mann, dem man bald den Namen eines Sohnes zu geben hofft, und Stephanie mit jenem entzückenden Lächeln, welches Aller Augen die geheimsten Gedanken des Herzens offenbart.

Aber der Geliebte Stephanien wollte nicht so geliebt werden; er fuhr fort, sich vor der Welt mit der äußersten Zurückhaltung zu benehmen, und nur im Verstellten, ganz leise und ferne von den Blicken ihrer Großmutter sprach Emil Worte der Liebe zu dem jungen Mädchen: dann aber waren diese Worte glühend, seinen Augen hatten einen Ausdruck, welcher Stephanie zwang, die ihrigen niederzuschlagen; dann suchten sich ihr seine Hände

unaufhörlich mit Liebkosungen zu nähern, das Kleid, den Arm oder das Knie des jungen Mädchens zu berühren, und bisweilen fühlte sie sich plötzlich umschlungen und gewaltsam an ein Herz gedrückt, dessen heftige Schläge seine feurigen Wünsche verriethen.

Stephanie erwiderte die Ausbrüche des Mannes, der in ihrer Nähe so glücklich schien, mit Zartheit, mit Liebe. Dennoch empfand sie, wenn Emil, einen Augenblick benützend, in dem sie allein waren, sie zärtlich in seine Arme schloß, eine Unruhe, eine Bewegung, welche der Furcht glichen, und sie entzog sich den Armen, welche sie festhalten wollten, indem sie sagte: „Aber, mein Freund, wenn Sie mich so sehr lieben, warum sagen Sie es mir nie vor meiner Großmutter? Wenn Leute da sind, sehen Sie mich kaum an . . . scheinen Sie zu fürchten, man möchte unsere Liebe errathen; warum denn dies? Wir thun ja nicht Unrecht daran, uns zu lieben . . . Sie haben es mir ja selbst gesagt; warum es also verbergen?“

Auf diese Fragen antwortete Emil: „Ich kann meine Liebe noch nicht eingestehen . . . Familienrücksichten hindern mich daran; aber, theure Stephanie, dies darf uns nicht abhalten, uns zu lieben. Indes, da die Welt böse ist und von den Handlungen Anderer immer schlecht urtheilt, so müssen wir sie nicht in das Vertrauen unserer geheimsten Gefühle setzen. Glauben Sie mir, das Geheimniß verleihet der Liebe noch mehr Reize. Ist man nicht hundert-

mal mehr durch ein Glück beseelt, das alle Andern nicht kennen? Theure Stephanie, lassen Sie mich Sie insgeheim sehen . . . erlauben Sie mir, mit Ihnen die angenehmen Unterhaltungen zu haben, während welcher wir wenigstens die zarten Liebeskosungen austauschen können, welche die Welt mißdeuten würde und die mich so glücklich machen."

Stephanie schufzte und stotterte: „Insgeheim? Wie . . . ich verstehe Sie nicht."

Sobald es aber Delaberge versuchte, sich verständlich zu machen, trat Zizine oder die Großmutter hinzu und verhinderte ihn durch ihre Gegenwart, mehr zu sprechen.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt bei den Damen Dolbert hatte in Zizinens Manieren und in ihrer Sprache schon eine große Veränderung hervorgebracht; sie war noch immer das zarte, blasse und ernste kleine Mädchen, doch war es nimmer das Kind eines Wasserträgers. Geschickt, aufzufassen, was nöthig war, um ihren Beschützerinnen zu gefallen, hatte Zizine bald das abgelegt, was ein Kind aus dem Pöbel verrieth; aber ihr Herz war immer dasselbe geblieben, sie vergaß Jerome nicht, und wenn ein Monat hingeschwunden war, ohne daß sie ihn gesehen hatte, wurde sie traurig und verbarg sich manchmal, um zu weinen.

Ohne die Ursache davon zu errathen, bemerkte Zizine doch sehr wohl, daß Stephanie gegen sie nicht mehr dieselbe war. Ihre junge Beschützerin umarmte sie noch, aber sie sprach nicht mehr so oft

mit ihr. Die Spiele, die Puppen waren gänzlich bei Seite geworfen worden; Stephanie, beinahe immer zerstreut oder träumerisch, hörte manchmal gar nicht auf die Worte des kleinen Mädchens, das ihr oft wiederholte: „An was denkst Du denn?“

Eines Tages endlich, als Stephanie durchaus keine Antwort gab, fing das Kind an zu weinen. Beim Anblick seiner Thränen lief Stephanie zu ihm, nahm es in ihre Arme und sagte: „Warum weinst Du, Zizine? Was hat man Dir gethan?“

„Man hat mir nichts gethan... Ich weine, weil Du mich nicht mehr liebst.“

„Ich Dich nicht mehr lieben, meine Zizine! Und weshalb sagst Du das?“

„Weil ich es wohl sehe... Du sprichst nicht mehr mit mir... Du spielst nicht mehr mit mir... Du bist immer traurig... ich sehe, daß ich Dir lästig bin... deshalb will ich wieder zu meinem Vater, dem Wasserträger, zurückkehren.“

„Du mich verlassen! O nein, nein, das leide ich nicht, denn ich liebe Dich noch immer... O ja, noch immer! Aber siehst Du, es ist... wenn man groß ist, denkt man an so viele Dinge... man hat Ideen, die... kurz, ich kann Dir das jetzt noch nicht Alles so sagen, weil Du noch zu klein bist. Aber das verhindert mich nicht, Dich zu lieben; vergib mir, wenn ich zuweilen verdrießlich bin; aber verlasse mich nicht... o, verlasse mich nie, denn in der Tiefe meines Herzens bin ich gegen Dich noch immer dieselbe.“

Zizine wurde durch diese süßen Worte leicht getröstet, und seitdem sie die Versicherung hatte, daß ihr Anblick Stephanie nicht lästig war, fürchtete sie sich nicht mehr, an ihrer Seite zu bleiben, selbst wenn diese nicht mit ihr sprach.

Emil hatte mehr als einmal sein Mißfallen gezeigt, das Kind beständig in Stephaniens Nähe zu finden; eines Abends sagte er mit halber Stimme zu ihr: „Welche Pein, immer dieses kleine Mädchen in Ihrer Nähe zu sehen! Man möchte glauben, daß sie den Auftrag habe, Ihnen zu folgen, Ihre geringsten Handlungen zu beobachten.“

„O, das ist nicht der Fall,“ erwiderte Stephanie; „sie liebt mich nur so sehr, daß es ihr größtes Glück ist, in meiner Nähe zu sein.“

„Sie liebt Sie . . . das ist möglich . . . Aber ich liebe Sie auch, und es scheint mir, daß ich den Vorzug erhalten sollte.“

„Mein lieber Emil, es liegt nur an Ihnen, in meiner Nähe zu sein, wann Sie hieher kommen . . . Es ist nicht Zizine, die Sie daran verhindert.“

„Verzeihen Sie mir . . . dieses kleine Mädchen genirt mich, es ist mir zuwider. Wenn Ihre Mama beschäftigt ist, dann könnte ich mit Ihnen in diesem kleinen Kabinette allein sein, wenn diese Zizine nicht ohne Unterlaß Ihnen zur Seite wäre.“

„Aber sie hindert uns ja nicht, mit einander zu sprechen . . . uns anzusehen . . . bei einander zu sein.“

„Das ist gleich . . . In der That, Stephanie,
Paul de Rocc. XCVII.

ich begreife nicht, daß Sie, so gut erzogen, in der großen Welt geboren, die Tochter eines Wasserträgers können so lieb gewonnen haben, die gar nichts Anziehendes hat, denn sie ist nicht einmal schön."

"Sie irren sich, mein Freund; wenn Sie Zizine kennen würden, wie ich, so würden Sie einsehen, daß sie es verdient, geliebt zu werden . . . sie ist so gut . . . und dann hat sie so viel Verstand! . . . O, das ist kein so gewöhnliches Kind! . . . Arme Kleine! sie hatte fast an Allem Mangel, als ich sie zu mir nahm."

"Thun Sie ihr Gutes . . . ich bin weit entfernt, Sie daran zu verhindern . . . Aber thun Sie sie in irgend eine Pension . . ."

"Sie von mir entfernen . . . o niemals . . . und wenn ich mich eines Tags verheirathe . . . so darf mich das nicht verhindern, Zizine immer bei mir zu behalten."

Stephanie erröthete, als sie die letzten Worte sprach; aber so unschuldig auch ein Mädchen immer sein mag, so weiß es doch, daß es einst den Titel einer Frau erhalten muß, und wenn es liebt, muß es noch weit häufiger von dem Heirathen träumen.

Emil sprach nichts mehr. Das Wort Heirath, das Stephanie ausgesprochen hatte, schien ihn in Verlegenheit zu versetzen; er sah auch, daß er sich vergeblich damit geschmeichelt hatte, sie von Zizine zu trennen; er mußte daher auf ein anderes Mittel sinnen, um zu seinem Ziele zu gelangen."

Seit einiger Zeit war Stephaniens Großmutter leidend, bald brach ein hitziges Fieber aus und der Arzt fürchtete für das Leben der Madame Dolbert; da ließ sich Stephanie an dem Bette ihrer Großmutter nieder, sie wich keine Minute davon; von Zizine unterstützt, die Alles aufbot, um sich nützlich zu machen, bewachte das junge Mädchen die Kranke mit so vieler Sorgfalt, so vielem Eifer, daß nach wenigen Tagen die Gefahr gewichen war.

Aber während dieser ganzen Zeit hatte sich keine Minute gefunden, um mit Emil von Liebe zu sprechen: Stephanie würde sich schuldig geglaubt haben, wenn sie sich mit irgend etwas Anderem als mit der Gesundheit ihrer Großmutter beschäftigt hätte. Wenn sich Delaberge an der Thür des Krankenzimmers zeigte, begnügte sich Stephanie damit, ihn stillschweigend zu betrachten oder ihm zuzulächeln, weil sich ihre Großmutter besser befand.

Emil wagte nicht, sich zu beklagen; er wartete, er lauerte auf den Augenblick, wo er würde handeln können.

Madame Dolbert war außer Gefahr, aber ihre Wiederherstellung zog sich sehr in die Länge, und der Arzt hatte ihr große Schonung anbefohlen. Sie mußte besonders spät aufstehen und sich frühe niederlegen, da die Ruhe ihre Genesung vollenden sollte.

Stephanie wollte ihrer Großmutter immer Gesellschaft leisten, Madame Dolbert aber, von der Sorgfalt, welche ihre Enkelin ihr hatte angedeihen

lassen, gerührt, wollte im Gegentheil, Stephanie sollte sich einige Zerstreuung machen, und oft schickte sie dieselbe von ihrem Bette fort, indem sie sagte: „Ich bin nicht mehr krank, man verlangt nur, daß ich mich ruhig verhalte; aber Dir, theures Kind, Dir ist es nicht vorgeschrieben, beständig vor meinem Bette sitzen zu bleiben. Dein Alter verlangt Bewegung. Kehre zu Deinem Piano, zu Deinen Stickereien zurück; geh und lache mit Deinem kleinen Schützling, empfangе unsere Freunde, kurz, mache Dir irgend ein Vergnügen; ich will, daß Du mich vergißt, wie ich den Arzt.“

Stephanie gab den dringenden Bitten ihrer Großmutter nach, sie kehrte in den Salon zurück und empfing dort den Besuch von Emil häufiger als je; bisweilen kamen auch einige andere Bekannte von Madame Dolbert, um einen Augenblick bei Stephanie zuzubringen; aber seine Besuche verlängern, fand Emil immer Mittel, mit Stephanie allein zu sein.

Allein? Nein, Zizine war noch da, unaufhörlich da; wenn sie eine Minute aus dem Salon ging, kehrte sie fast sogleich dahin zurück; kaum daß Stephaniens Liebhaber eine von den zarten Händen, die man ihm freiwillig überließ, ergreifen und an seine Lippen drücken konnte, als das Kind zurückkam und herbeilief, um sich bei seiner Beschützerin niederzusetzen.

„Welche Pein!“ murmelte Emil, indem er Stephaniens Hand fahren ließ und dem Kinde einen

grimmigen Blick zuwarf; aber Stephanie, die den Widerwillen ihres Geliebten nicht zu bemerken schien, zog den Kopf von Zizine auf ihre Kniee und gestiel sich dabei, mit ihren Fingern in die weichen Haare zu fahren.

Indeß hatte Emil bemerkt, daß das Kind seit einigen Tagen traurig wurde, und er bemühte sich, den Grund davon zu erfahren: Zizine hatte seit länger als einem Monat Jerome nicht gesehen, denn sie besuchte ihn niemals, ohne daß Stephanie mitging, und da die Krankheit der Madame Dolbert ihre Enkelin verhindert hatte, auszugehen, so konnte sich auch die arme Zizine nicht zu ihrem Vater begeben.

„Wir werden bald zu Jerome gehen,“ sagte Stephanie zu dem Kinde; „aber ich will nicht ausgehen, ehe meine Großmutter völlig hergestellt ist.“

„U! wenn mein Vater krank wäre,“ sagte Zizine seufzend.

„Warum vermuthest Du das?“

„Weil ich ihn schon seit langer Zeit nicht gesehen habe. Er kommt nicht mehr hieher.“

„Du weißt wohl, daß er uns immer sagt, er habe keine Zeit.“

„Ja . . . aber er wird glauben, ich denke nicht mehr an ihn . . . und das wird ihm Kummer machen . . .“

Emil hatte diese Unterhaltung angehört, ohne sie zu unterbrechen. Plötzlich sagte er zu Zizine: „Wo wohnt Dein Vater, Kleine?“

„Rue St. Honoré, mein Herr . . . Warten Sie, hier ist seine Adresse. Ich habe mich damit amüßirt, sie zu schreiben . . . jetzt, da ich etwas schreiben kann.“

„Gib sie mir; morgen werde ich mich dieser Adresse bedienen und mich nach Deinem Vater erkundigen. Wenn ich wieder hieher komme, werde ich Dir Nachricht von ihm geben können.“

„Ah, mein Herr, Sie sind sehr gut; ich danke Ihnen sehr!“

Und Zizine wäre in ihrer Freude dem schönen Herrn an den Hals gesprungen, wenn dieser nicht den Kopf rasch umgewendet hätte, um Stephanie zu betrachten, die ihm die Hand reichte, indem sie zu ihm sagte: „Ah, das ist sehr liebenswürdig, daß Sie dies thun wollen . . . und es macht mir Vergnügen, Sie so gefällig zu sehen.“

Emil nahm bald von Stephanie Abschied, denn er war zerstreut, nachdenklich; er hätte gern schon den nächsten Morgen da gehabt; er hatte seinen Plan entworfen, er hatte endlich das Mittel gefunden, diese Kleine zu entfernen, deren Gegenwart allein seinen Sieg hemmte; indem er sich entfernte, sagte er zu sich: noch einige Stunden, und Stephanie gehört mir.

Der folgende Tag brach an, und bei Madame Dolbert erwartete man Delaberge mit noch größerer Ungeduld als gewöhnlich. Zizine hoffte auf Nachrichten von ihrem Vater, und Stephanie rechnete darauf, daß dadurch die Traurigkeit ihres Schließ-

lings würde zerstreut werden. Aber der Tag verstrich und Emil erschien nicht.

„Er kommt nicht,“ sagte Zizine seufzend.

„Er wird diesen Abend kommen,“ sagte Stephanie; „Du weißt, daß er sehr selten verfehlt, uns Gesellschaft zu leisten, wenn meine gute Mutter zu Bette gegangen ist.“

Das war auch in der That der Zeitpunkt, den sich Emil wählte, weil sich des Abends außer dem seinigen nur sehr selten andere Besuche einfanden; diesen Abend kam Delaberge viel später als gewöhnlich, weil er gewiß sein wollte, daß nichts seinen Absichten hinderlich sein würde.

Stephanie und Zizine waren in dem Salon; sie stießen einen leichten Ruf der Freude aus, als sie Emil eintreten sahen, und das kleine Mädchen rief: „Mein Herr, haben Sie Nachrichten von meinem Vater?“

„Verzeihen Sie mir, daß ich so spät komme,“ antwortete Emil, sich die Stirne trocknend, wie Einer, der sich erhitzt hat; „aber ich habe Geschäfte, nicht aufzuschiebende Gänge gehabt . . . dringende Angelegenheiten, die mich zurückgehalten haben . . . sonst wäre ich schon längst hier.“

„Und mein Vater, mein Herr,“ murmelte Zizine, „haben Sie noch nicht zu ihm gehen können?“

„Doch, mein Kind, ich hatte es Dir ja versprochen und ich breche mein Wort niemals . . . Ich bin ich in seine Wohnung gegangen . . . ich habe sie leicht gefunden.“

„Ach, mein Herr, wie gut Sie sind! . . . Sie haben ihn gesehen?“

„Nein, ich habe ihn nicht gesehen . . . aber eine Nachbarin hat mir meine Fragen sogleich beantworten können. Es thut mir leid, Dir sagen zu müssen, meine liebe Freundin, daß Deine Befürchtungen gegründet waren: Dein Vater ist krank . . .“

„Er ist krank! . . . O mein Gott! mein Gott! Siehst Du, meine gute Freundin . . . ich hatte es mir wohl gedacht . . .“ Aber was fehlt ihm denn?“

„Ich weiß es nicht genau . . . die Frau hat es mir nicht mit Bestimmtheit sagen können . . . Aber es scheint, daß es ihm besonders vielen Kummer macht, sein Kind nicht sehen zu können.“

„Er will mich sehen . . . mein armer Vater . . . O ja! auch ich will ihn sehen . . . O, sogleich! sogleich! . . . Nicht wahr, meine liebe Freundin, Du läßt mich gleich zu meinem Vater gehen?“

Zizine faltete ihre Hände, während sie Stephanie ansah, und dicke Thränen flossen über ihre Wangen herab; ihre junge Beschützerin umarmte sie ihrerseits und gab sich Mühe, sie zu trösten.

„Du wirst zu ihm gehen . . . gewiß . . . aber diesen Abend . . . wie willst Du das machen? Es ist schon neun Uhr vorüber.“

„Das ist gleich . . . Mein Vater ist krank; ich muß zu ihm gehen, um ihn zu pflegen; Du hast ja auch Deine Großmutter gepflegt . . . und überdies war die nicht allein, sie hatte Diensthofen, um sie

zu bedienen. Mein Vater aber ist ganz allein, Du siehst wohl, daß er meiner sehr bedarf!"

Dabei war in den Zügen des Kindes ein Ausdruck, der eine für dessen Alter sehr ungewöhnliche Energie kundgab; es schien, als hätte die kindliche Liebe diesem schwachen Geschöpfe plötzlich eine starke Seele, einen festen Willen verliehen.

"Aber was ist zu thun?" fragte Stephanie; "meine gute Mutter schläft schon, wie ich glaube. Ich kann sie doch nicht aufwecken, um sie um die Erlaubniß zu bitten, auszugehen."

"Das ist Alles sehr leicht zu machen," sagte Emil. "Mein Wagen steht unten mit meinem Bedienten, er wird Zizine zu ihrem Vater begleiten. Er ist vielleicht nicht so sehr krank... Sie wird ihn doch sehen... Sie kann eine Zeitlang bei ihm bleiben, und dann wird sie mein Wagen, der so lange, als sie will, auf sie warten wird, wieder herbringen."

"In der That," sagte Stephanie, "auf diese Art ist es nicht nöthig, daß ich sie begleite. Wirfst Du keine Furcht haben, Zizine?"

"O nein, meine liebe Freundin... O mein Herr, ich danke Ihnen sehr."

"Ihr Diener ist doch zuverlässig?" sagte Stephanie, die sich einigermaßen fürchtete, das Kind fortzulassen.

"Ich stehe für ihn wie für mich selbst... Was sollte denn auch dieser Kleinen begegnen?"

"Zizine, Du kehrt doch zurück?"

„Ja . . . wenigstens wenn mein Vater nicht krank ist . . .“

„Es ist möglich, daß ihn allein Dein Anblick heilen wird . . . Diese Nachbarin hat sich so unverständlich ausgedrückt . . .“

„Adieu, meine Theuerste!“

„Aber warte doch . . . Ich will Dir wenigstens Deinen Shawl . . . oder sonst etwas umwerfen . . . Du wirst kalt haben . . .“

„Nein . . . O! Ich bin wohl verwahrt. Mein Herr, wird mich Ihr Diener in den Wagen steigen lassen? . . .“

„Komm, meine Kleine, ich werde mit Dir hinabgehen und Dich ihm empfehlen . . . Komm . . . Aber mache mir kein Geräusch . . . Wir dürfen Madame Dolbert nicht aufwecken . . . Alles dies könnte sie beunruhigen.“

„O! ja, Sie haben Recht! Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie meine Mutter nicht aufwecken . . .“

Stephanie umarmte Zizine und empfahl sie Emil nochmals, der sich beeilte, mit dem Kinde hinabzusteigen. Zizine folgte dem eleganten jungen Manne mit der ganzen Schnelligkeit ihrer kleinen Beine; unten angekommen, nahm Emil die Kleine in seine Arme, trug sie in den Wagen, sagte seinem Diener einige Worte und beeilte sich dann zu Stephanie zurückzukehren.

Das liebenswürdige Mädchen war über die Entfernung ihrer kleinen Freundin ganz betrübt; sie zwang sich indeß zu lächeln, als sie Emil wieder

sah; dieser hatte die Thüre des Salons sorgfältig hinter sich zugemacht und setzte sich Stephanie zur Seite.

„Ist sie nun fort?“ fragte das junge Mädchen seufzend.

„Ja, ich selbst habe sie in meinen Wagen gehoben und sie meinem Diener empfohlen, Sie können vollkommen beruhigt sein.“

„Ich glaube Ihnen... Und doch... Es ist sonderbar... Ich bin ganz bekümmert... ganz unruhig... Ich bin schon so daran gewöhnt, dieses Kind bei mir zu haben...“

„Daß Sie keinen Augenblick mehr leben können, ohne sie zu sehen... Ach! Sie lieben dieses kleine Mädchen mehr als mich... Ich merke es wohl...“

„O! nein... Was sie betrifft... bei ihr ist es Freundschaft... Und Sie...“

„Nun... ich?...“

„Sie wissen wohl, daß ich Sie liebe...“

„Theure Stephanie!... O! wiederholen Sie mir, daß Sie mich lieben... Sagen Sie mir das immer von Neuem wieder...“

„Sollten Sie daran zweifeln?... Ah! ich kann nicht lügen, ich... Und dann könnte ich auch nicht verbergen, was ich empfinde...“

„Wie glücklich ich bin... Und welches Vergnügen, dieses entzückende Bekenntniß ohne Zeugen austauschen zu können... Ach! Stephanie, seit langer Zeit sehne ich mich nach diesem Augenblicke... Endlich kann ich doch ungestört diese so weichen

Hände küssen . . . diesen so weißen Hals . . . Alle diese Reize, nach denen sich meine Augen schon seit so langer Zeit sehnten! . . .“

Indem er diese Worte sprach, schlang Emil, der seinen Stuhl ganz an den von Stephanie hingerrückt hatte, den Arm um ihren Leib, drückte sie zärtlich, indem er sie an sich heranzog und von seinen glühenden Lippen wurde ihr Hals, ihre Arme, ihre Hände und selbst ihr Kleid roth . . . Stephanie ganz aufgeregt, daß sie zum erstenmal so feurige Liebkosungen empfing, fühlte ihr Erröthen und zitterte zu gleicher Zeit; sie stieß Emil sachte von sich, indem sie sagte: „Aber warum drücken Sie mich so sehr? . . .“

„Theure Stephanie, man befindet sich so wohl . . . ganz nahe bei Ihnen . . .“

„Aber es ist vielleicht nicht Recht, mich zu umarmen, wie Sie dies thun . . .“

„Und warum nicht Recht, da wir uns lieben? . . . Und da wir uns immer lieben werden . . .“

„Immer . . . O ja . . . das ist sehr wahr . . . Und werden Sie sich niemals ändern, Emil?“

„Niemals . . . Ich schwöre es Ihnen bei diesem Kusse . . .“

Dabei drückte der kühne Emil seine Lippen auf die des jungen Mädchens. Stephanie fühlte sich erglühen, von einem bis dahin unbekanntem Gefühl überwältigt, doch hatte sie noch die Kraft, rasch aufzuspringen und sich den Armen ihres Liebhabers zu entwinden.

Emil, ganz erstaunt, Stephanie sich entschlüpfen zu sehen, war auf dem Stuhle sitzen geblieben, von wo aus er das junge Mädchen betrachtete, welches sich in den entgegengesetzten Winkel des Saales geflüchtet hatte.

„Stephanie . . . Sie fliehen mich! . . .“ sagte der junge Mann mit sehr sanftem Tone.

„Nein . . . ich fliehe Sie nicht!“ erwiderte Stephanie, indem sie die Augen niederschlug; „aber . . . ich weiß selbst nicht, was ich empfand . . . Es war wie Furcht . . .“

„Furcht vor mir! . . . Ach! Stephanie, ich bin sehr unglücklich, wenn ich Ihnen ein solches Gefühl einflöße . . . Ich, der ich Sie so sehr liebe! . . . Ich, der ich nur für Sie lebe! . . .“

Die Worte wurden mit so rührender Stimme gesprochen, daß Stephanie sich Vorwürfe machte, Emil Kummer verursacht zu haben; sie erhob ihre schönen Augen zu ihm, sie drückten keinen Zorn aus; der junge Mann sprang vom Stuhle auf, lief zu ihr hin, ergriff eine ihrer Hände, die er zwischen den seinigen drückte, und suchte mit seinen Blicken alle die Wünsche in die Seele des jungen Mädchens zu bringen, die er selbst empfand; Stephanie aber schlug ganz beschämt aufs Neue die Augen nieder.

„Können Sie mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich Sie liebe! . . .“ sprach Emil, das reizende Mädchen sanft auf einen Divan ziehend, der sich in ihrer Nähe befand.

„Nein . . . gewiß nicht!“ erwiderte Stephanie,

indem sie sich ganz bewegt neben ihren Geliebten niedersezte; „aber es scheint mir . . . daß es nicht nöthig ist, zu . . . daß kein Grund vorhanden ist . . . um . . .“

Das Schamgefühl verhinderte das junge Mädchen, weiter zu sprechen; sie wagte es nicht, zu sagen: Sie dürfen mich nicht so umarmen, wie Sie es thun; aber sie dachte es sich; denn in der Tiefe unseres Herzens lebt immer ein Gefühl, welches uns das Böse von dem Guten unterscheiden läßt.

Emil, der errieth, was Stephanie nicht zu sagen wagte, drückte sie in seine Arme und rief: „Aber wenn man sich liebt, ist es dann nicht natürlich, es sich zu beweisen? Die Liebkosungen zweier Liebenden gegen einander machen die größte Glückseligkeit aus, die uns kennen zu lernen erlaubt ist . . . Stephanie . . . Ich, ich zittere vor Vergnügen, wenn ich Ihre Hand, Ihren Arm berühre . . . Wenn ich Sie an mein Herz drücke . . . Wenn Sie mich liebten, wie ich Sie liebe, würden Sie eben so viel dabei empfinden wie ich.“

„O! Ich liebe Sie sehr, aber . . . Wie Sie mich drücken! . . .“

„Stephanie, bin ich nicht derjenige, dem Du Dein Herz geschenkt hast . . . O! laß mich Dich so halten . . . laß mich einen Kuß auf diesen Mund drücken, der mir geschworen hat, nur mich allein zu lieben! . . .“

Stephanie wußte nicht, was sie erwidern sollte,

Emil aber hatte die Erlaubniß nicht abgewartet, um sie von Neuem zu umarmen; das junge Mädchen fühlte sich erglühen; ihr Geliebter wurde kühner, sie wollte ihn zurückstoßen, aber sie hatte die Kraft nicht mehr dazu.

„Gnade! Gnade!“ murmelte Stephanie, die jetzt die ganze Gefahr begriff, in welcher sie schwebte, aber Emil hörte nicht mehr auf sie; noch einen Augenblick und er hätte über den schwachen Widerstand, den man ihm entgegensetzte, triumphirt, als sich in dem anstößenden Zimmer Schritte vernehmen ließen; es näherte sich Jemand . . . Augenblicklich hatte sich Emil von Stephanie entfernt, und fast in demselben Momente öffnete sich die Thüre des Salons: Zizine kam zurück und eilte, sich in die Arme von Stephanie zu werfen.

„Die Kleine! . . . jetzt schon! . . .“ murmelte Emil, indem er sich vor Wuth in die Lippen biß.
„O! . . . Aber mein Ungeschick ist Schuld daran . . . Und dieser elende Düpre hat sie zurückkehren lassen! . . .“

„Hier bin ich, meine liebe Freundin,“ sagte das Kind, die Arme um Stephaniens Hals schlingend.
„Ich bin nicht lange ausgeblieben, nicht wahr? . . . Und Du hast mich nicht sobald erwartet? . . .“

„Theure Zizine! Ach! der Himmel schickt Dich . . . Jetzt wirst Du mich nimmermehr verlassen . . . Niemals . . . Nein, niemals . . . O! . . . Wie wohl hast Du daran gethan, zurückzukehren! . . .“

Und Stephanie drückte das kleine Mädchen in ihre Arme und küßte es, indem sie auf Zizinens

Wangen die Röthe ihrer Stirn und die Thränen, welche ihre Augen beneßten, verbarg, während Emil, am andern Ende des Zimmers sitzend, unwillig mit dem Fuße stampfte und seinen Aerger und seinen Widerwillen gar nicht zu verbergen suchte.

„Es wunderte Dich, mich schon wieder hier zu sehen?“ sagte Zizine; „ich will Dir erzählen, wie das Alles gekommen ist. . . O! Aber zuerst bin ich sehr vergnügt, denn denke Dir, mein Vater ist nicht krank und ist es nicht gewesen; das ist recht schlecht von jener Nachbarin, die es erlogen hat, um es dem Herrn zu sagen und mir Kummer zu machen. . . Höre, ich saß im Wagen; da fuhren wir durch eine Straße. . . ich weiß nicht, durch welche; ich kenne die Wege nicht genau; aber der Diener des Herrn sagte mir: Ich weiß, wohin ich Sie führen soll. Plötzlich, als wir vor einem sehr hell erleuchteten Laden vorüberfuhren, bemerkte ich meinen Vater. O! ich erkannte ihn auch augenblicklich und rief: Papa, Papa! Ich bin es, und darauf sagte ich zu dem Diener: mein Herr, haben Sie die Güte anzuhalten, denn ich sehe eben meinen Vater; aber ich konnte ihm das noch oft wiederholen, er hielt nicht an, er fuhr immer weiter, und ich hatte schon Lust zu weinen. . . Glücklicherweise hatte mein Vater meine Stimme erkannt, er war dem Wagen nachgelaufen, und auf die Gefahr hin, überfahren zu werden, war er den Pferden in die Zügel gefallen, und so mußten sie wohl stehen bleiben. Darauf erzählte ich meinem Vater, wohin ich gewollt

hätte . . . Aber als ich aus dem Wagen zu steigen verlangte, da wollte es der Diener des Herrn nicht zugeben, indem er sagte: er wäre für mich verantwortlich. Mein Vater aber nahm mich in seine Arme und sagte zu dem Bedienten: Sie werden wohl einsehen, daß, wenn ich bei ihr bin, kein Anderer über sie zu wachen braucht. Mein armer Vater! Er konnte gar nicht begreifen, was das heißen sollte, mich des Abends allein in einem Wagen zu erblicken. Als er erfahren, daß ich ihn krank geglaubt hätte, hat er mich zärtlich geküßt und mir sehr gedankt . . . Hierauf hat er mich gefragt, ob ich mit ihm nach Hause zurückkehren wollte . . . Aber ich habe ihm gesagt, daß Du mich noch immer liebtest, und daß ich Dir versprochen hätte, zurückzukommen, wenn er nicht krank wäre. Hierauf machte ihm der Diener des Herrn, der noch immer dabei war, den Vorschlag, mich zurückzufahren, mein Vater aber hat zu ihm gesagt: ich werde meine Tochter selbst zu ihrer Beschützerin zurückbringen, und in der That, er hat mich auch bis hieher geführt; er hat mich erst auf dem Borsale verlassen, und als er wegging, hat er mir besonders empfohlen, mich nicht mehr allein in einen Wagen zu setzen."

"Theure Kleine!" rief Stephanie, das Kind nochmals umarmend; "ja, Dein Vater hat Recht . . . ich hätte Dich nicht allein fahren lassen sollen . . . Aber in Zukunft wird das nicht mehr vorkommen! . . . Ich verspreche es Dir . . ."

„Aber was hast Du denn, meine liebe Freundin? . . . Du hast ja geweint . . . Hast Du Kummer . . . Sieh, Dein Halstuch ist ganz in Unordnung . . .“

„Ah! . . . Ich . . . Ich habe eben . . . Es war mir zu heiß . . . Ich hatte eine Art Unwohlsein . . . Aber es ist vorüber . . . Du bist wieder da . . . Ich befinde mich jetzt wohl . . . Setze Dich hieher . . . Mir gegenüber . . .“

Stephanie setzte das Kind an ihre Seite. Seitdem Zizine zurückgekehrt war, hatte sie die Blicke nicht mehr auf Emil gerichtet. In den Armen der Kleinen suchte sie ihre Aufregung zu besänftigen, sich aus ihrer Verwirrung zu erheben; und Zizine, welche in Stephaniens Zügen etwas Außerordentliches bemerkte, betrachtete sie ebenfalls mit besorgter Miene.

Ziemlich lange Zeit hindurch schwiegen Alle. Endlich entschloß sich Emil, den Winkel zu verlassen, in welchen er sich geflüchtet hatte; er näherte sich dem Divan, auf welchem Stephanie sitzen geblieben war; diese konnte eine Bewegung des Schreckens nicht bemeistern; und, indem sie Zizine mit den Armen umschlang, hielt sie sich fest an ihrem Herzen, als wenn ihr das Kind hätte zum Schilde dienen sollen.

Emil hielt an, indem er leise sagte: „Was haben Sie denn, mein Fräulein? . . . Sie scheinen erschreckt . . . Sie zittern . . . Was kann Ihnen Schrecken verursachen? . . .“

Stephanie antwortete nicht; sie hielt fortwährend Zizine in ihren Armen und erhob die Augen nicht zu Emil.

Dieser entschloß sich endlich, sich auch auf den Divan niederzusetzen, aber auf der entgegengesetzten Seite des Kindes, und indem er sich gegen Stephanien's Ohr neigte, flüsterte er: „Was habe ich denn gethan, daß Sie mich so behandeln? . . . Wie! . . . Sie wollen mir nicht einmal Ihre Blicke zuwenden. . . . Stephanie, lieben Sie mich nicht mehr? . . . Sie sehen wohl, daß wir uns nicht mehr aussprechen. . . nicht mehr verständigen können . . . wenn diese Kleine gegenwärtig ist . . . O! erlauben Sie mir, noch einen Augenblick mit Ihnen allein zu sprechen. . . Mein Benehmen zu rechtfertigen . . . Sie um Verzeihung zu bitten; es ist spät . . . Sie könnten dieses Kind . . . zu Bette schicken . . .“

Stephanie, die bisher geschwiegen hatte, erhob den Kopf, und indem sie sich gegen Emil wandte, warf sie ihm einen Blick zu, der die Worte auf seinen Lippen ersterben machte; denn es war nicht mehr jenes furchtsame, liebende junge Mädchen, welches ihn scharf ansah, es war eine heldenmüthige Frau, ein auf seine Tugend stolzes Mädchen, das den Abgrund gesehen hatte, in welchen man es hineinstürzen, und nun mißtrauisch wurde auf die Schlingen, die man ihm legen wollte. Ihr Blick hatte dies Alles ausgesprochen, denn Emil konnte ihn nicht ertragen; und dieser kühne Mensch, dem es zur Gewohnheit geworden war, die Frauen zu

betrügen, hatte den Kopf sinken lassen und blieb ganz verblüfft vor einem jungen Mädchen, das er zu entehren nicht im Stande war.

Stephanie hatte ihre Blicke bald wieder auf Zizine gerichtet; denn sie schien mit der Verwirrung ihres Geliebten Mitleid zu haben. Dieser machte noch mehre Gänge durch das Zimmer, er fing einige Sätze an, die er nicht beendete, blieb vor Stephanie stehen, wollte sich einer Hand bemächtigen, die man ihm bald wieder entzog, und entschloß sich endlich, Abschied zu nehmen.

Mit einer Art von Trostlosigkeit, mit zitternder Stimme sagte Emil Fräulein Dolbert Adieu; dann stotterte er so leise, daß nur sie ihn verstehen konnte: „Wenn Sie mich nicht einmal eines Blickes würdigen, so muß ich glauben, meine Gegenwart sei Ihnen verhaßt, und ich werde es nicht mehr wagen, vor Ihnen zu erscheinen.“

Stephanie zauderte, schwankte . . . doch ihr Herz war so gut; sie glaubte den Klagen der Verzweiflung von Emil; und, die Augen sanft erhebend, richtete sie einen milden Blick auf ihn, in welchem eben so viel Liebe als Traurigkeit lag. Für einen gewöhnlichen Liebhaber wäre dies viel gewesen; für denjenigen aber, der sich geschmeichelt hatte, dieser Abend würde Zeuge seines Triumphes sein, war es viel zu wenig.

Von Stephanie weggegangen, und nicht mehr genöthigt, sich zu bezwingen, ließ Delaberge seinem Zorne freien Lauf; denn niemals war er noch so

schrecklich in seinen Hoffnungen getäuscht worden; und der Aerger, einen Plan, den er so scharfsinnig gefaßt, so gut eingeleitet hatte, scheitern zu sehen, erbitterte ihn und versetzte ihn in Wuth.

Er war in sein Cabriolet gestiegen, und sein Diener, der vor ihm zitterte, versuchte es vergebens, sich zu rechtfertigen.

„Du bist ein Esel, ein Dummkopf!“ sagte Emil, „ich hatte Dir so bestimmte Befehle gegeben, Du mußt die Kleine zurückhalten, und gleichviel durch welches Mittel, durch welche Lüge!... Du mußt sie nicht früher, als wenigstens nach Verfluß von zwei Stunden zu den Damen Dolbert zurückbringen... Und es waren kaum zwanzig Minuten verflossen, als das Kind wieder erschien.“

„Mein Herr, ist es meine Schuld, daß wir dem Vater der... begegnet sind?“

„Du hättest Dich nicht aufhalten sollen...“

„Dann hätte ich diesen Mann, der sich an meine Pferde hing, überfahren müssen?“

„In jedem Fall hättest Du mir gehorchen sollen...“

„Aber, mein Herr...“

„Schon gut, ich jage Dich fort, Du gehst aus meinen Diensten.“

Zu Hause angelangt, zog sich Emil in sein innerstes Zimmer zurück und überließ sich dort von Neuem seiner Leidenschaft; er zerbrach und zerschmetterte Alles, was ihm unter die Hände kam; kostbare Möbeln, herrliche Vasen, eine Menge

niedlicher Kleinigkeiten, die zur Ausschmückung der Zimmer der Reichen erfunden sind, wurden von diesem Menschen, der niemals in seinen Wünschen Widerstand gefunden, und der sie zum erstenmale nicht befriedigt hatte, zertrümmert und auf die Erde geschleudert. Er glich einem verzogenen Kinde, das ungehorsam ist, und sein Spielzeug zerbricht, wenn man ihm verweigert, seine Wünsche zu erfüllen. Emil ergriff, was ihm nur in die Hände kam; denn die Menschen sind große Kinder, besonders wenn sie das Glück verzogen hat.

„Ohne die Rückkunft dieser Kleinen, wäre Stephanie mein gewesen! . . .“ sagte sich Emil, indem er sich ganz erschöpft auf ein Sopha warf; „sie wäre mein gewesen . . . dieses so hübsche . . . so naive . . . so liebenswürdige Mädchen! . . . Wie schön war sie, als sie zu mir flüchte . . . Und ein Kind hat alle meine Hoffnungen zerstört . . . das meinem Glücke im Wege stand! . . . Ein Kind . . . die Tochter eines Wasserträgers . . . hat sich mir in den Weg gestellt . . . mir . . . Emil Delaberge . . . mir, der ich Gold genug habe, meine Leidenschaften zu befriedigen . . . mir! . . . der ich, seit ich in dem Alter bin, davon Gebrauch zu machen, keinen Widerstand gefunden habe, indem ich den Einen dieses Gold freigebig hinwarf und die Andern mit Schwüren abfertigte. Und ein Kind hält mich zurück . . . Ein Kind verhindert mich, glücklich zu sein, denn wie soll ich es nun angreifen? . . . Stephanie hat die Gefahr begriffen . . . Sie wird sich in Zu-

kunft in Acht nehmen. Verdammtte Zizine!... Ich verabscheute sie längst!... Ah! jetzt hasse ich sie noch mehr, wenn dies möglich ist!... Könnte ich sie doch zerbrechen, wie dieses Glas!"

Dabei schlug Emil mit der Hand gewaltig ein Glas auf den Tisch, der neten ihm stand; das Glas zerbrach, schnitt ihn tief in die Hand und machte sein Blut fließen; da hielt er endlich, ganz beschämt über sich selbst, inne, verband die Wunde mit einem Tuch, und, sich umsehend, sagte er: „Welch ein Thor bin ich!... Welche Unordnung... Werde ich denn niemals Herr über mich werden!... Ich bin dreißig Jahre vorüber... und was habe ich seit zwölf Jahren schon für Thorheiten begangen!... Welche Tollheiten!... Wäre es nicht bald Zeit, aufzuhören?“

Emil blieb lange Zeit in seine Betrachtungen versunken; sie schienen nicht angenehmer Natur zu sein; denn seine Stirne hatte sich verdüstert, seine Augen wurden trüb und starr und er athmete kurz und schwer. Man hätte jetzt in ihm nicht mehr jenen so glänzenden, so ausgezeichneten Mann erkannt, der die Bewunderung der Salons auf sich zog, der Abgott der Frauen war und den alle Männer beneideten.

Endlich legte Delaberge die Hand an die Stirn, dann erhob er sich, ging mehremale im Zimmer auf und ab, nahm wieder seine gewohnte Miene an, und sagte zu sich: Es gibt tausend andere eben so schöne Frauenzimmer als Stephanie... ich will sie

vergessen . . . ich werde mich mit einer Andern beschäftigen . . . das ist sehr leicht.

Während vier Tagen kehrte Emil nicht zu den Damen Dolbert zurück; er versuchte Stephanie zu vergessen, er erneuerte seine alten Bekanntschaften, knüpfte neue an; aber in der Gesellschaft der schönsten Frauen, der hinreißendsten Koletten, verfolgte ihn unaufhörlich Stephaniens Bild; er bemerkte, daß das Vergessen nicht leicht wird, wenn die Liebe unbesriedigt ist.

Am fünften Tage hielt er es nicht länger aus, er stieg in sein Cabriolet und begab sich zu Madame Dolbert.

Seit Ihrem Tête-à-Tête mit Emil war Stephanie traurig, schweigend und selbst Ziziniens freundliche Worte konnte nicht einmal das Lächeln auf ihre Lippen zurückbringen; sie fühlte, das Betragen ihres Geliebten sei verdammenswerth gewesen, aber sie liebte ihn immer noch und beklagte es, daß sie ihn jetzt fürchten mußte; sie seufzte und weinte insgeheim, ihn nicht wiederkommen zu sehen; in der Tiefe ihrer Seele dachte sie, Emil liebe sie nicht mehr, weil er es versucht hatte, sie ihrer Unschuld zu berauben, statt bei ihrer Großmutter um ihre Hand anzuhalten.

Wenn aber ein Liebender Unrecht hat, so ist dies noch kein Grund, ihn weniger zu lieben; oft bringt dies sogar die entgegengesetzte Wirkung hervor; die Liebe muß sich mit Eifersucht, mit Unruhe und mit Thränen verbinden, sonst würde sie, statt

eine Flamme zu sein, nichts weiter als ein Dampf bleiben.

Auch Stephanie erschraf vor Freude, als sich Delaberge bei ihrer Großmutter wieder sehen ließ; sie saß gerade bei der guten Mama, deren Gesundheit sich täglich mehr stärkte und die nun schon weniger Zeit im Bette zubachte.

Emil wurde durch Stephaniens Blässe lebhaft gerührt; sie schien ihm noch schöner zu sein; sie wechselten einen flüchtigen Blick, in welchem aber sehr viel für diejenigen lag, die ihn verstanden; von der einen Seite lag Liebe, Hoffnung und Reue darin, von der andern Beständigkeit, Kummer und Verzeihung.

Die gute Mama machte Delaberge freundliche Vorwürfe, weil er sie ein wenig vernachlässigt hätte. Stephanie sprach nichts, sie fürchtete durch den Ton ihrer Stimme ihre Aufregung zu verrathen.

Emil benützte einen flüchtigen Augenblick, wo das Mädchen in ein anderes Zimmer ging, um ganz leise zu sagen: „Lieben Sie mich noch?“

Stephanie antwortete nichts, aber zwei große Thränen entschlüpfen ihren Augen, und sie versuchte umsonst, sie ihrem Geliebten zu verbergen.

Indeß suchte Emil vergebens Gelegenheiten, mit Stephanie allein zu sein; man sah, daß diese dieselben mit eben so großer Sorgfalt floh, als dieser sich bemühte, sie herbeizuführen.

So verstrichen mehre Wochen; bisweilen ging Emil drei bis vier Tage nicht zu Stephanie, aber

die folgenden Tage konnte er sie nicht mehr verlassen. Bald wollte er sie vergessen und überließ sich seiner Leidenschaft, bald hoffte er noch ein Tête-à-Tête zu erlangen, dann verzweifelte er wieder daran, jemals sein Glück zu machen, so daß er am Ende gar nicht mehr wußte, welche Partie er ergreifen sollte.

Eines Abends endlich benützte Emil einen Augenblick, da Zizine am Piano beschäftigt war, nahm Stephaniens Hand und sie heftig in der seinen drückend, sagte er mit dem Tone der Leidenschaft zu ihr: „Ich kann so nicht mehr leben . . . Stephanie, man schlägt dem Manne, den man liebt, nichts ab . . . Sie versichern mich, ich sei Ihnen immer noch theuer, und doch kann ich nicht die mindeste Gunstbezeigung von Ihnen erlangen . . . bewilligen Sie mir ein Rendezvous . . . einen Augenblick der Unterhaltung . . . wenn Sie mir dies abschlagen, so lieben Sie mich nicht und Sie werden mich nicht wieder sehen.“

„Ich werde Sie also nicht wieder sehen, mein Herr,“ erwiderte Stephanie, indem sie ihm ihre Hand entzog; „denn ich will lieber Ihre Liebe, als meine Entehrung beweinen.“

Emil war durch diese Antwort und den Ton, mit welchem man ihm bewies, daß er nicht mehr die mindeste Hoffnung in seinen lasterhaften Plänen haben könnte, niedergeschmettert. Er entfernte sich wüthend und verzweifeln, indem er schwur, nimmer

diejenige wieder zu sehen, welche die Kraft hätte, ihm zu widerstehen.

Einige Tage verfloßen, Delaberge ließ sich bei Madame Dolbert nicht mehr sehen; Wochen vergingen, man hörte nichts mehr von Emil.

Die Großmama konnte Emils Betragen nicht begreifen, und sie zweifelte gar nicht an seiner Liebe zu ihrer Enkelin; jeden Tag erwartete sie, daß er sich darüber erklären würde; sie dachte nur, er hätte, bevor er sich an sie wendete, sich versichern wollen, daß er Stephanie nicht mißfalle; und da er die Gewißheit davon erlangt haben mußte, stellte er seine Besuche ein: dieses Benehmen mußte der Madame Dolbert unerklärlich sein.

Stephanie litt schweigend, aber niemals kam der Name Emil über ihre Lippen, und wenn die Großmutter von ihm sprach, suchte das Mädchen immer die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu bringen.

„Es ist doch sonderbar!“ sagte Madame Dolbert zu ihrer Enkelin, „Du hast wohl mit Herrn Delaberge einen Streit gehabt? Ihr habt Euch wohl Beide erzürnt? . . . Denn sein Wegbleiben muß doch einen Grund haben.“

„Wir haben uns über nichts gestritten,“ antwortete Stephanie, „und ich weiß nicht, gute Mama, warum Emil nicht mehr kommt.“

Die gute Mama schüttelte den Kopf, denn sie vermuthete, daß ihre Enkelin ihr nicht Alles sagte.

Dann ging Stephanie fort, um sich im Ge-

heimen auszuweinen, und, da Zizine mehremal mit Staunen Thränen in den Augen ihrer jungen Beschützerin bemerkt hatte, sagte diese zu ihr: „Wenn Du willst, daß ich Dich immer lieben soll, so mußt Du meiner Großmutter nicht sagen, daß Du mich hast weinen sehen.“

Sechs Wochen waren verfloßen, und diese Zeit hatte dem jungen Mädchen sehr lange geschienen, da Stephanie die Stunden und die Tage zählte, oft weinend, aber noch hoffend.

Um die Mitte eines Tages, der eben so traurig angefangen hatte wie die andern, wurde ein Besuch angemeldet. Delaberge erschien bei Madame Dolbert und zeigte sich Stephanie, die gerade ihrer Großmutter zur Seite saß und ihren Augen kaum trauen wollte, da sie den Mann wieder sah, der ihr für ewig Lebewohl gesagt hatte.

Die Ankunft Emils hatte etwas Wichtiges, Feierliches; nach einigen gebräuchlichen Begrüßungen näherte er sich der Madame Dolbert und sagte: „Sie haben mich lange Zeit nicht gesehen, Madame; ich habe einige Familienangelegenheiten in Ordnung bringen wollen, bevor ich eine Frage an Sie richtete, um derentwillen ich heute hergekommen bin. Madame . . . ich liebe Fräulein Stephanie . . . Sie kennen meine Familie . . . Mein Vermögen beläuft sich fast auf hunderttausend Franken Rente, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Enkelin . . . Wenn mich diese nämlich als Gatten nicht ver-
schmäht.“

Es wäre schwer, die Wirkung dieser Worte auf Stephanie zu beschreiben; ergriffen, zitternd vor Freude, vor Liebe außer sich, weinte und lachte sie zu gleicher Zeit, dann reichte sie Emil ihre Hand und rief: „O! Ja . . . ja . . . ich will es gern, daß Sie mein Gatte seien.“

Die Großmama lächelte, denn für sie hatte dieser Auftritt nichts Außergewöhnliches; sie hatte diese Frage schon seit langer Zeit erwartet, ergriff die Hand ihrer Enkelin und die von Emil, legte sie in einander und sagte zu ihnen: „Seid glücklich . . . seid einig, meine lieben Kinder; ohne Euch etwas davon zu sagen, habe ich diese Liebe wohl errathen . . . Herr Delaberge, ich bewillige Ihnen die Hand meiner Stephanie.“

Emil küßte ehrerbietig die Hand, welche man in die seinige gelegt hatte, und Stephanie, die sich nicht mehr fürchtete, ihre volle Liebe an den Tag zu legen, sagte mit halber Stimme zu ihm: „Abscheulich! . . . Sechs Wochen nicht wieder zu kommen! . . . O! ich war sehr unglücklich! . . . Aber ich will nicht mehr an das denken . . . Theurer Emil . . . Ach! welches Glück erwartet mich, ich werde also Ihre Frau! . . .“

„Ja!“ erwiderte Emil, „ja . . . Sie werden meine Frau . . .“ und in Gedanken fügte er hinzu. „Ich muß wohl! weil es das einzige Mittel ist, sie zu besitzen.“



